

■ Aktuelles

Laudatio zur Verleihung des Oberhausener Preises 3

■ Thema: Rassismus

Susan Arndt, Peggy Piesche
Rassismus, das weiße Subjekt und seine Mythen 6

Rogate R. Mshana
Economic Racism: A Contemporary form of Discrimination 9

Lee Cosmas Ndeiy
Meine Erfahrungen mit Rassismus in Tanzania und Deutschland 14

Angela Olotu
Rassismus in Deutschland? 16

Gundula Fischer
„Ausländer“ wegen ihrer Hautfarbe? 18

Arnold Kiel
Alte Geschichten 21

Thomas Ehrenberg
Aishas Engel 23

Johannes Paehl
Beobachtungen zu „Rassismus in Partnerschafts-
beziehungen?“ 23

Fidon R. Mwombeki
Racism of the Disadvantaged 27

Austen P. Brandt
Partnerschaften und Rassismus 30

Kien Nghi Ha
Rassistische Arbeitsmigrationspolitik 34

Initiativen und Vereine zum Thema Anti-Rassismus 39

■ Partnerschaften und Projekte

Barbara Riek
Partnerschaften – ein ökumenisches Lernfeld 45

Sönke Wanzek
„Building up the own capacity“ 48

Hellmuth Rössler, Gerald Masuki
action medeor international healthcare Tanzania Ltd. 51

■ Medien: Hinweise und Besprechungen 54

■ Termine 62

Liebe Leserinnen und Leser,

wer rassistische Äußerungen und Handlungen im Alltag ernst nimmt und sich mit ihnen auseinandersetzt, gilt nicht selten als spitzfindig: „Das ist doch nicht so schlimm“ oder „Der macht aber aus einer Mücke einen Elefanten“, heißt es dann mitunter. Die Mechanismen der Verleugnung gleichen in Deutschland einer schwer zu durchdringenden Mauer, meint Austen Brandt, Anti-Rassismus-Trainer bei Phoenix e.V.

Wir stellen in diesem HABARI das Thema „Rassismus“ in den Mittelpunkt. Die Beiträge dieser Ausgabe zeigen, wie „die Anderen“ durch fragwürdige „Theorien“ produziert und ausgeschlossen werden und wie sich die Ausgrenzung auf verschiedenen Ebenen manifestiert: in unserem Sprachgebrauch, in den ökonomischen Beziehungen, im historischen Rückblick, in den alltäglichen Begegnungen in Deutschland und in Tansania, in der Partnerschaftsarbeit.

Schon bei der Vorbereitung dieses Heftes hatte die Redaktion kontroverse Diskussionen. Rassismus ist ein Streitbares Thema – und ein lohnendes: Unsere Kontakte werden sensibler und intensiver, wenn wir die Herausforderung annehmen, die eine Beschäftigung mit dem Rassismus an uns stellt, schreibt Johannes Paehl in seinem Beitrag.

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen eine anregende Lektüre.

Gundula Fischer
(im Namen der Redaktion)

Jutta Suckow wird uns in Erinnerung bleiben.
*** 17. Mai 1950 + 11. Oktober 2005**

Als Schriftführerin arbeitete Jutta Suckow seit ihrer Wahl im Frühjahr 2003 im Vorstand des Tanzania-Network.de mit. Sie hat unsere Arbeit durch ihre ruhige, gelassene und zuverlässige Art einerseits, durch ihr engagiertes Mitdenken und Diskutieren andererseits sehr geprägt. Ihr großes Engagement für Tanzania, welches sich vor allem im Rahmen einer Schulpartnerschaft und in ihrer Tätigkeit als Lehrerin in Deutschland und Tanzania entfaltete, brachte sie auch in die Arbeit des Tanzania-Network.de ein und gestaltete durch ihren Erfahrungsschatz dessen Vielfalt mit.

Dass sie an Krebs erkrankt war, darüber sprach sie bei einer Vorstandssitzung aus der Situation heraus; sie wirkte nicht leidend, sondern zuversichtlich, gelassen, entschlossen. Ideen für die Vorstandsarbeit und Vorhaben für ihr Leben hatte Jutta noch einige. Als sich ihr gesundheitlicher Zustand nach einer längeren Therapie und anschließenden Kur erneut sehr plötzlich verschlechterte, konnte sie leider nicht mehr an unserer Herbstsitzung im September 2005 teilnehmen. Unerwartet für uns alle verstarb sie am 11. Oktober 2005. Wir vermissen Jutta Suckow und halten sie dankbar in Erinnerung.

Der Vorstand des Tanzania-Network.de

Laudatio

zur Verleihung des „Oberhausener Preises 2005“ an den Verein „Tanzania-Network.de“ am 14. März 2006

Pfr. Helmut Müller, Vorsitzender des Ausschusses „Kirchliche Entwicklungsdienste und Ökumene“ des Ev. Kirchenkreises Oberhausen

„Wir sind dankbar für Aktions- und Basisgruppen, die uns als Kirche und unsere Gesellschaft auf Ungerechtigkeiten aufmerksam machen und konkrete Schritte zu ihrer Überwindung tun.

Als Zeichen unserer Solidarität richten wir aus kreiskirchlichen Etatmitteln einen Fonds zur Unterstützung von Basis- und Aktionsgruppen in Höhe von DM 2000,- ein.“

Mit diesem Beschluss richtete die Evangelische Kreissynode Oberhausen 1988 den sog. Oberhausener Preis ein. Sie verpflichtete sich selbst zu konkreten Schritten auf dem Weg zur Gerechtigkeit - oder an anderer Stelle etwas pragmatischer - zu mehr Gerechtigkeit. Dem biblischen Auftrag entsprechend bekannte sich die Kreissynode zu ihrer gesellschaftspolitischen Verantwortung: „Als Christen bekennen wir, dass Gott Recht und Gerechtigkeit, Solidarität und Frieden für alle will, und dass es unsere Aufgabe ist, Schritte zu tun, um dieses in unserer Welt Wirklichkeit werden zu lassen.“ Dabei betonte die Synode leidenschaftlich, dass sie diese Schritte nur gemeinsam mit den Menschen tun könne, die unter Ungerechtigkeit leiden. Genauso brauche es die Bündnisse mit nichtkirchlichen Aktions- und Basisgruppen, Initiativen und Netzwerken, die den kirchlichen Blick öffnen und weiten, Verdrängtes benennen und mutig für mehr Gerechtigkeit weltweit und in unserer Gesellschaft streiten und eintreten.

Das Tanzania-Network ist eine solche Gruppe. Als Verein am 22.10.2000 gegründet vernetzt es zur Zeit ca. 170 Gruppen und Einzelpersonen, die Beziehungen nach Tansania pflegen. In der Satzung heißt es – kurz zusammengefasst –: „Das Tanzania-Network.de e.V. dient dem Zweck, die Beziehungen zwischen Einzelpersonen, Gruppen, Organisationen und Institutionen in Deutschland und Tanzania durch geistigen, kulturellen, religiösen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Austausch zu intensivieren und effektiver zu gestalten, insbesondere in Fragen der wirtschaftlichen und sozialen Gerechtigkeit. Das Tanzania-Network.de e.V. dient damit im umfassenden Sinne der Völkerverständigung zwischen beiden Ländern mit der Option der Einbeziehung unserer Nachbarvölker, insbesondere der deutschsprachigen.“

Aufklärungs- und Lobbyarbeit sind wesentliche Akzente dieses Netzwerkes. Die Themen der regelmäßig stattfindenden Studientage geben einen exemplarischen Einblick in die Inhalte des Netzwerkes: Armuts- und Aidsbekämpfung in Tanzania – eine Zwischenbilanz; Das Zusammenleben von Christen und Muslime in Tanzania; Perspektiven für die ökonomische Entwicklung Tanzanias im Kontext der Globalisierung; Tanzanische Gesundheitseinrichtungen als Gegenstand der Partnerschaftsarbeit, Privatisierung der Wasserversorgung in Tanzania, Rassismus usw.

Themen, die auch im Kirchenkreis Oberhausen, in den Partnerschaften, in Basisgruppen und Initiativen in Oberhausen einen hohen Stellenwert haben.

Es könnte der Verdacht aufkommen, es gehe im Tanzania-Network nur um Veränderungen in Tansania. Dies ist nicht der Fall. Wesentlich ist eine Fragestellung, die sich durch viele Publikationen und Aktivitäten des Network zieht: Wo liegt unsere Verantwortung als BRD, als reiche Industrienation, als ehemalige Kolonialmacht in Ostafrika? Und: was muss sich hier in unserer Wirtschaft und Politik ändern, damit Menschen in Tansania einen angemessenen Lohn erhalten, Kinder und Jugendliche die notwendige Bildung genießen können, die medizinische Versorgung gesichert ist und der afrikanische Kontinent nicht länger der ausgebeutete und vergessene Kontinent bleibt?

2005 – 100 Jahre Maji-Maji-Krieg in Ost Afrika. Ein nahezu vergessener Krieg. Er taucht in den Schulbüchern nicht auf. Eine Umfrage, die die 2. Vorsitzende des Tanzania-Network Konni Freier im November 2005 auf der Berliner Importshopmesse durchgeführt hat, zu der täglich mehr als 1000 Schülerinnen und Schüler kamen, ergab, dass mit Ausnahme eines einzigen Schülers niemand je von diesem Krieg gehört hat. Ich gehe davon aus, dass eine Umfrage im CentrO oder in der Fußgängerzone in Oberhausen auch kein anderes Ergebnis bringen würde. Dieser Krieg, das gemeinsame Aufbegehren verschiedenster Volksgruppen gegen die deutsche Kolonialherrschaft in den Jahren 1905-1907, kommt in Deutschland faktisch nicht vor: weder in den Schulbüchern, noch in den Medien – die wenigen Dokumentationen ändern da nichts an dem Gesamtbild –, noch in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und politischen Diskussion. Mit Verweis auf die intensive deutsch-tansanische Entwicklungszusammenarbeit wird von offizieller politischer Seite jede Anerkennung der historischen Schuld, eine notwendige Aufarbeitung und – wenigstens – symbolische Wiedergutmachung kategorisch abgelehnt. Und das nicht nur von der großen Koalition, sondern auch schon von der abgelösten rot-grünen Bundesregierung.

Wir ehren das Tanzania-Network heute mit dem Oberhausener Preis, weil Sie sich damit nicht abfinden wollen. Wir würdigen das intensive, beharrliche Bemühen des Netzwerkes besonders im Gedenkjahr 100 Jahre Maji-Maji-Krieg für einen angemessenen Umgang mit den Folgen der zum Teil menschenverachtenden deutschen Kolonialpolitik in Ostafrika.

In Seminaren, Erklärungen und einer offiziellen Gedenkveranstaltung am Volkstrauertag – ich finde, ein sehr passendes Datum – in Berlin haben Sie dazu beigetragen, den vergessenen Krieg nicht vergessen sein zu lassen. Sie drängen zu Recht auf ein klares Bekenntnis zur historischen Verantwortung für die Verbrechen der Kolonialzeit und ein deutliches Zeichen des Bedauerns und der Entschuldigung. Eine Entschuldigung, die Neues eröffnet und konkrete – wenigstens zeichenhafte – Wiedergutmachung beinhaltet. Auf einer Tagung in Wuppertal Anfang November, die das Network u.a. gemeinsam mit unserer Missionsgesellschaft VEM zum Maji-Maji-Krieg organisierte, hat der tansanische Ökonom und Mitarbeiter des Ökumenischen Rates der Kirchen Dr. Rogate Mshana eine solche öffentliche Entschuldigung und eine angemessene symbolische Entschädigung eingefordert.

Diese steht weiter aus. Auf der eben schon angesprochenen Gedenkveranstaltung in Berlin war das offizielle Statement des Auswärtigen Amtes weit davon entfernt. Weder wurde auf die konkreten Verbrechen der deutschen Schutztruppen eingegangen, noch hörte mensch ein klares Wort zur Übernahme politischer Verantwortung.

Das Tanzania-Network hat stets betont, dass ein breites Bündnis und vielfältige – auch symbolische – Wiedergutmachungsaktionen notwendig sind, um ein kritisches Bewusstsein für diesen Teil unserer Geschichte zu schärfen und einzuüben.

Dazu gehören z.B.

- die Umbenennung von Straßen und Plätzen, die unreflektiert die koloniale Vergangenheit ehren, zugunsten tansanischer Persönlichkeiten
- die Errichtung von Orten des Gedenkens an die Opfer der deutschen Kolonialherrschaft
- die öffentlichkeitswirksame Rückführung der in Deutschland aufbewahrten Gebeine von damals Getöteten nach Tanzania.

Wir danken Ihnen für Ihr Engagement – Ihre Beharrlichkeit soll uns als Kirche Ansporn sein, an den Zielen weiter mitarbeiten und dabei auch die Fehler unserer Kirchen – und besonders unserer Missionsgeschichte – nicht zu verdrängen. Wir wollen dies tun vor Ort, in unseren Tansaniapartnerschaften, in unserer Landeskirche, gemeinsam mit allen, die uns dabei unterstützen.
Vielen Dank und herzlichen Glückwunsch!

Rassismus, das weiße Subjekt und seine Mythen

Susan Arndt, Peggy Piesche

Bis ins 17. Jahrhundert hinein war der Begriff >Rasse< allein gebräuchlich zur Klassifizierung von Tier- und Pflanzenarten. Dabei bezeichnete er Gruppen, die sich von anderen derselben Art durch konstante und vererbare Merkmale unterschieden. 'Rasse' wird dabei als so genannte reinerbige Teilpopulation einer Art verstanden. 1684 wurde dieses Prinzip von dem französischen Arzt und Reisenden François Bernier erstmals auf Menschen übertragen. Diese Klassifizierung von Menschen nach >Rassen< vollzog sich von Beginn an wertend, wobei es Theoreme aktivierte, die bis in die Antike zurückzuverfolgen sind. Dazu zählen etwa die 'Klimatheorie' und die Physiognomie, das so genannte Blut und Boden-Recht und das Postulat 'reiner Abstammung', wobei Konstruktionen von körperlichen Unterschieden eine wichtige Rolle spielten und bei Platon sogar ein Denken auftaucht, das mit dem modernen Begriff der „Eugenik“ zu erfassen wäre. „Rassen sind Resultat, nicht Voraussetzung rassistischer Argumentation“,¹ schlussfolgert der deutsche Soziologe Wulf D. Hund.

In den Anfängen des deutschen Diskurses um 'Rasse' wurde somit ein Weißsein ins Zentrum des Blickfeldes gerückt, welches sich selbst markierte und ausdifferenzierte, um schließlich in einer normativen Setzung seine nunmehr bekannte transparente Gestalt anzunehmen. Die Einführung des Begriffes 'Race' in den deutschen intellektuellen Diskurs der Aufklärung durch Immanuel Kant² und die weitere Theoretisierung seiner Bedeutungsebene durch Hegel trugen maßgeblich dazu bei, dass Weißsein als eine erweiterungs- und dehnungsfähige Konstruktion konzipiert ist und eine mögliche Relativierung von Weißsein, vor allem aber seine betonte (Aus-)Differenzierung des Herrschaftssubjektes in ein prototypisches – *weiß*, männlich, heterosexuell –, lediglich die Diskursivität von Weißsein aufzeigt. Dies verweist auf das bis heute unsichtbare, aber wirksame *weiße* Machtfeld >Aufklärung< und die Bedeutung von >Rasse< für den innereuropäischen Diskurs. Waren es doch die so entworfenen Theoreme, denen rassistische Herstellungen des 'Anderen' zur Legitimation von Aus- und Angrenzungsprozessen und, eng damit verschränkt, der 'Eigenen' Herrschaft und imperialen Expansion folgten. So ist es dann auch kein Zufall, dass sich moderne 'Rassen'theorien in dem Moment

zu formieren begannen, in dem Europa seine imperialen Eroberungszüge (die machtverleugnend noch immer gern >Entdeckungen< der >Neuen Welt< genannt werden) und auch den Transatlantischen Sklavenhandel zu legitimieren suchte. Bedingt durch den offensichtlichen Widerspruch zwischen Gleichheits- und Freiheitsanspruch der Aufklärung und der dem Kolonialismus immanenten Ungleichheitspolitik, Freiheitsverweigerung und Gewalt erfuhren diese Rassentheorien im 19. und 20. Jahrhundert dann eine weiterführende folgenschwere Popularisierung. Europa bemerkte nicht, oder wollte es auch nicht merken, wie es mehr und mehr einem >Rassenwahn< verfiel, der zunächst in einem blutigen Kolonialrausch und später im nationalsozialistischen Rassenwahn mündete.

Angesichts seiner Wirkmacht mutet das Verfahren erschreckend simpel an: Aus einer Vielzahl von zumeist visuell sichtbaren körperlichen Merkmalen haben *weiße* Natur- und Geisteswissenschaftler einzelne Aspekte (wie etwa die >Hautfarbe<) selektiert, dichotomisiert und zu einem >natürlich gegebenen< und relevanten Kriterium der Unterscheidung erklärt. Dazu wurden zunächst Körperteile wie etwa Schädel, aber auch Sexualorgane vermessen. Noch heute lagern Tausende von Schädeln als Relikte dieser biologistischen Forschungen in ethnologischen Museen und einigen deutschen Krankenhäusern, wie etwa der Berliner Charité. Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Zweifel an dem Verfahren wuchsen, 'Rassen' über Vermessungen des sichtbaren Körpers nachweisen zu können, setzte ein wichtiger Paradigmenwechsel innerhalb der Rassentheorien ein. Zunehmend konzentrierten sich die Beobachtungstechniken auf die unsichtbare Determination durch innere Vererbungsdispositionen anhand von Untersuchungen des Blutes.³ Man hoffte, >Rassen< genetisch nachweisen zu können. Mit der Hinwendung zur Vererbung innerer Dispositionen kam es zu einer exponentialen Steigerung der identifizierten Rassen.

Mit Albert Memmi ist nachzuvollziehen, wie den vermeintlich gegebenen, statischen und objektiven >Rassenmerkmalen< dabei von Beginn an bestimmte soziale, kulturelle und religiöse Eigenschaften und Verhaltensmuster zugeschrieben und die so hergestellten Unterschiede verallgemeinert, verabsolutiert und gewertet wurden.⁴ Die vielen Rassentheorien mögen – abhängig von den jeweiligen Interessen in Europa und einzelner Autoren – uneinig darüber gewesen sein, wie viele >Rassen< nun zu klassifizieren oder wie sie im Einzelnen zu bewerten wären. Doch im Kern trugen die vielen Abhandlungen, Vorträge, populären Schriften und literarischen Texte allesamt die gleiche Botschaft: „Die *weiße* >Rasse< ist eine >natur<gegebene Norm und allen anderen >Rassen< überlegen.“ Ausgehend von einer solchen Normsetzung des >Ei-

Dr. Susan Arndt (Universität Frankfurt a.M.) und Peggy Piesche (Universität Mainz) sind Autorinnen und Mitherausgeberinnen von *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland* (zus. mit M. M. Eggers, G. Kilomba und P. Piesche. Münster: Unrast, 2004) und *Susan Arndt zudem von Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk* (zus. mit A. Hornscheidt. Münster: Unrast, 2004). In diesen *Studien zu Rassismus und Weißsein* werden die hier angesprochenen und weitere verwandte Gesichtspunkte ausführlichen Erörterungen unterzogen.
 Kontakt: arndt@nelk.uni-frankfurt.de
 piesche@best.uni-mainz.de

genen< (von Weißsein) wurde das >Andere< – oder wurden die >Anderen< – erfunden und passfähig gemacht. Damit ist der geistesgeschichtliche Kontext knapp umrissen, in dem Europa sein kolonialistisches Afrikabild entwarf. Maßgeblich baut diese Mentalität auf zwei Strategien auf: Zum einen wird Afrika als homogenes Ganzes konstruiert; zum anderen als grundsätzlicher Gegenpol zu Europa. Die Konstruktion von Afrika als das 'Andere' ging mit Exotisierung und Dämonisierung einher und stellte Afrika als Negation dessen her, was sich West-Europa zu sein vorstellte bzw. wünschte. Diese Dichotomisierung von Europa und Afrika, die sich parallel zur rassistischen Erfindung von Schwarzen und Weißen formierte, ist am ehesten in Anlehnung an die von Frantz Fanon und Abdul JanMohammed entworfene manichäische Allegorie der kolonialistischen Mentalität zu erfassen: Hier stehen sich Weiß und Schwarz gegenüber, gut und böse, Heil und Verdammnis, Zivilisation und Barbarei, Überlegenheit und Unterlegenheit, Intelligenz und Emotion, das Selbst und das Andere, Subjekt und Objekt, Natur und Kultur.⁵ In Anlehnung an Edward Saids Begriff des Orientalismus klassifiziert Toni Morrison diese Mentalität als „Afrikanismus“.⁶ Sprache war von Anfang an ein wichtiges Medium, um die kolonialen Erfindungen festzuschreiben, Kolonialismus zu legitimieren und weiße Mythen zu vermitteln – zum einen, es gäbe 'Menschenrassen' und zum anderen (darauf basierend) Afrika sei das homogene und unterlegene 'Andere' und bedürfe daher der „Zivilisierung“ durch Europa. Die Überführung der von Kant wesentlich inspirierten Gleichung ('Fortschritt' = 'Zivilisation' = 'Volk' versus 'Stagnation' = 'Wildheit' / 'Ursprünglichkeit' = 'Rasse') in die westliche Geschichtswissenschaft und die damit verbundene ultimative Einschreibung von 'Wissenschaftlichkeit' im Konzept 'Rasse' kommt wohl Hegel zu, der in seinen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte mit 'Afrika' ein Gegenbild zur europäischen Fortschrittsdynamik entwirft.

¹ Hund, Wulf.: *Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit.* Münster, 1999:10.

² Kant, Immanuel: *Von den verschiedenen Racen der Menschen,* 1775.

³ Becker, Thomas: *Mann und Weib – schwarz und weiß. Die wissenschaftliche Konstruktion von Geschlecht und Rasse 1650-1900.* Frankfurt, M./New York 2005: 10-11.

⁴ Memmi, Albert: *Rassismus.* Frankfurt/M. 1987 (1982): 164-178.

⁵ Fanon, Frantz: *Die Verdammten dieser Erde.* Frankfurt/M. 1981 (1961): 34; JanMohamed, Abdul R. *Manichean Aesthetics. The Politics of Literature in Colonial Africa.* Amherst 1983: 3-4.

⁶ Vgl.: Morrison, Toni: *Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination.* Cambridge (Mass.) 1992: 27.

Economic Racism: A Contemporary form of Discrimination

Rogate R. Mshana

It is well understood that the categorization of peoples of the world into races based upon geography and other superficial physical characteristics (skin color, hair color, etc) has no biological basis. Racism represents contextually determined modes of exclusion, subordination, infériorisation, exploitation and repression. It is widely recognized today that races are a social construct, and that humanity belongs just to one race: the human race.¹ Racism includes a combination of race and race superiority in which prejudices about race are expressed through irrational and hostile behavior towards people, in ideas, opinions, stereotyping and judgements based on false knowledge of the other.² Some of its origins are in the history of European expansion and colonialism and subsequently, in the history of colonized continents. It is more than individual beliefs to social practices that reinforce unequal distribution of power between groups designated according to racial and ethnic terms. It is a combination of prejudice and power.

What is economic racism?

The focus of this paper is on economic racism, a term which is seldom used but unconsciously practiced by economic powers. The more poverty increases in the world the more one recognizes new subtle racist tendencies particularly in the North where passports are checked the moment one steps out of the plane. More significantly, economy itself is practiced in a racist way. This type of discrimination was vivid during the Katrina hurricane where the poor black population was left behind to die. At the global level one notices a global economic apartheid by which subsidies are used to enrich rich farmers of the North while destroying livelihoods of farmers of the South. It is a situation where poor countries are forbidden by the World Bank and IMF to subsidize their farmers but fail to equally discipline rich countries to do the same. It is a situation where Indigenous Peoples are deprived of their lands in order to give way to mining and prospection for oil by Transnational Companies who seldom consult the people of the land or negotiate with them for adequate compensation or provide them with better livelihoods. It also involves stealing the Indigenous Peoples'

local knowledge of plants, seeds and medicines, which is then patented by companies in industrial countries. It is a situation where mega projects like huge dams and airports that displace people are constructed without peoples' participation and consent. It is a situation of polluting the less polluted countries of the South because the countries of the North want to control their pollution levels. It is a situation where cheap second hand items including clothes from the North are destroying small-scale enterprises of women in developing countries. It is a situation where banned agricultural chemicals in the North are still exported to poor countries for use while putting barriers on products from the South with strict health standards. One could also notice expired medical drugs exported to the south. It is a situation where Export Processing Zones (EPZs) apply inhuman working standards or where similar working standards of the North are not applied. The list is long. This is economic racism. It is this point that this essay will focus on. We need to understand this type of racial discrimination and fight it vigorously even if it means boycotting products produced under a system of economic racism.

While individual racism takes place at an inter-relational level, based on personal prejudice, there is institutional racism that includes prejudice, stereotyping people and abuse of power. It refers to institutional procedures and regulations in the way that they are implemented, reinforcing racial inequality and perpetuating white privilege. It consists of the collective failure of an organization or institution to provide an appropriate and professional service to people because of their color, culture or ethnic origin. It can be seen or detected in processes related to career opportunities, training and skills, medical care and formal education, for example. Institutions have power to reward or penalize, to provide opportunities for some and deny them to others. This type of racism is systemic. This is precisely where economic racism as a system of the management of production, distribution and consumption of resources with alternative uses applies. If an economic system is designed in such a way that there is increasing inequality like we see it in the world today, one could say there is economic racism. Anti-racist individuals may be institutionally racist if they work in a racist institution or system.

The following is a vivid example of economic racism: Way back on December 12, 1991, the then chief economist of the World Bank, Lawrence Summers, wrote an internal memo that was leaked to the environmental community. One could detect economic racist undertones in such a memo and while it is over 10 years old, the sentiments expressed persist till today when setting industrial policies and investments. I quote it in extenso.

The Memo³

DATE: December 12, 1991

TO: Distribution

FR: Lawrence H. Summers

Subject: GEP

'Dirty' Industries: Just between you and me, shouldn't the World Bank be encouraging MORE migration of the dirty industries to the LDCs [Least Developed Countries]? I can think of three reasons:

- 1) The measurements of the costs of health impairing pollution depend on the foregone earnings from increased morbidity and mortality. From this point of view a given amount of health impairing pollution should be done in the country with the lowest cost, which will be the country with the lowest wages. I think the economic logic behind dumping a load of toxic waste in the lowest wage country is impeccable and we should face up to that.
- 2) The costs of pollution are likely to be non-linear as the initial increments of pollution probably have very low cost. I've always thought that under-populated countries in Africa are vastly UNDER polluted, their air quality is probably vastly inefficiently low compared to Los Angeles or Mexico City. Only the lamentable facts that so much pollution is generated by non-tradable industries (transport, electrical generation) and that the unit transport costs of solid waste are so high prevent world welfare enhancing trade in air pollution and waste.
- 3) The demand for a clean environment for aesthetic and health reasons is likely to have very high income elasticity. The concern over an agent that causes a one in a million change in the odds of prostrate cancer is obviously going to be much higher in a country where people survive to get prostrate cancer than in a country where under 5 mortality is 200 per thousand. Also, much of the concern over industrial atmosphere discharge is about visibility impairing particulates. These discharges may have very little direct health impact. Clearly trade in goods that embody aesthetic pollution concerns could be welfare enhancing. While production is mobile the consumption of pretty air is a non-tradable. The problem with the arguments against all of these proposals for more pollution in LDCs (intrinsic rights to certain goods, moral reasons, social concerns, lack of adequate markets, etc.) could be turned around and used more or less effectively against every Bank proposal for liberalization.

Postscript

After the memo became public in February 1992, Brazil's then-Secretary of the Environment Jose Lutzenburger wrote back to Summers: "Your reasoning is perfectly logical but totally insane. [...] Your thoughts [provide] a concrete example of the unbelievable alienation, reductionist thinking, social ruthlessness and the arrogant ignorance of many conventional 'economists' concerning the nature of the world we live in. [...] If the World Bank keeps you as vice president it will lose all credibility. To me it would confirm what I often said [...] the best thing that could happen would be for the Bank to disappear." Sadly, it was Mr. Lutzenburger who was fired shortly after writing this letter.

Mr. Summers, on the other hand, was appointed the U.S. Treasury Secretary on July 2nd, 1999, and served through the remainder of the Clinton Administration. Later he was named president of Harvard University!

I was among the NGOs who signed a letter to President Clinton lobbying against the appointment of Summers as the U.S Treasury Secretary but with no success.

We can see vividly what we term economic racism here. Rather than internalize the externalities associated with pollution or ecological damage, the ready solution is simply to displace it to somewhere where political power is negligible and the immediate environmental implications are less visible, in the name of the overall economic growth. The most striking racist statement is when Summers contends that inhabitants of low-income countries typically die before the age at which they would begin suffering prostate cancer associated with toxic dumping. And in any event, using 'marginal productivity' as a measure, low-income Africans are not worth very much anyhow! What he Summers calls impeccable economic logic, I call economic racism. The Brazilian Minister who was against this insanity was punished and Summers was rewarded. This is rewarding economic racism.

Economic Racism: How to resolve it

Under economic racism, efforts should be made to study and analyze racist tendencies inherent in economic ventures, policies and projects.

People in the North should continue to challenge the actions of Transnational Corporations, which apply different working conditions for people of the South. Such actions could involve boycotting products made in Export Processing Zones.

There should be reflection and campaigns for reparations and compensation for those communities in the South that were robbed of their resources during slavery and colonialism. These should be done with an understanding that it is impossible to compensate for people whose dignity was violated for more than 400 years of slavery and colonialism. Such compensations should be seen as tokens.

The history of cultures in other parts of the world should be presented in a positive way in the media and in schools.

Children in the North should learn the history of the way their countries exploited other countries through slavery, colonialism and today's neo-colonialism. This will enable them to see other cultures in a positive perspective.

The North should allow themselves to be informed of economic alternatives from other parts of the world. Ethnocentrism and the belief that all knowledge comes from the North should be debated and abandoned.

Economic investment policies that result in displacement of Indigenous Peoples should be abandoned.

Events that have implicit notions of exhibiting so called exotic races and such activities as organizing African small business show in animal zoos as happened in Germany in 2005 should be stopped.

Instead of sending old clothes to suffering populations in the South either due to war or natural disasters, efforts should be made to send new items. Most, important is to support initiatives of enabling such communities to clothe themselves by establishing their own industries.

Last but not least, there should be efforts to establish alternative media that will keep on portraying other peoples' cultures with dignity by overcoming stereotyping.

¹ *Transformative Justice: Being Church and Overcoming Racism. Resource Guide, WCC publications , 2004 p.11.*

² *Dossier: Understanding Racism Today; Ecumenical Study of Racism, WCC_JPC, August 2002, p.4*

³ see <http://www.whirledbank.org/ourwords/summers.html>

Dr. Rogate R. Mshana is Program Executive for Economic Justice at the World Council of Churches WCC, Geneva. Contact: rrm@wcc-coe.org

Meine Erfahrungen mit Rassismus in Tanzania und Deutschland

Lee Cosmas Ndeiy

Ich verstehe unter Rassismus ein Vorurteil, extremer: eine Ideologie, die Menschen aufgrund realer körperlicher (Hautfarbe, Gesichtszüge) oder zugeschriebener Merkmale (vermeintliche Mentalität) in „Rassen“ einzuteilen versucht und unterschiedlich bewertet. Rassismus bezieht sich auf die Glaubenslehre, auf Gewohnheiten oder Bräuche und Institutionen, die Menschen auf der Basis ihrer „Rasse“ diskriminieren. Bis heute verbreitete Einteilung der Menschen in Schwarze, Weiße, Rote, Gelbe sind Konstruktionen von Rassismus.

Seit meiner Geburt in Tansania, Schulzeit und Arbeitszeit erfuhr ich von vielen Begebenheiten im Zusammenhang mit Rassismus, und zwar vor unserer Unabhängigkeit von den Engländern. Damals gab es zwar nicht – wie in Südafrika – Apartheid, aber es gab die Trennung von „Rassen“. Man sieht bis heute die Spur von dieser Trennung in großen Städten, z. B. Dar es Salaam, Arusha, Tanga. Damals gab es Gebiete, die wurden nach ihren Bewohnern benannt: „Uzunguni“, (wo die Weißen wohnen, die „Herrschaften“), „Uhindini“ (die Inder – die Geschäftsleute), „Uswahilini“ (wo die Araber und Afrikaner wohnen). Es gab auch Hotels und Schulen für die Weißen/Reichen und für die Schwarzen/Armen. Ich erinnere mich, daß wir als Tanzanier bestimmte Schulen nicht besuchen, bestimmte Hotels nicht betreten, in bestimmten Wohngegenden nicht bauen oder wohnen durften.

Nach unserer Unabhängigkeit verschwand langsam diese Trennung, aber auch heutzutage gibt es Rassismus ohne „Rassen“. Neuer Rassismus bedient sich oftmals des Begriffs verschiedener Kulturen, nachdem der klassische Rassismus als unwissenschaftlich entlarvt wurde.

Alltagsrassismus ist die Übernahme von Rassismus in alltägliche Situationen durch Denk- und Handlungsformen. Als ich nach Deutschland kam, fand ich wie in Tansania Rassismus in drei größeren Subkategorien: Individueller Rassismus, struktureller Rassismus und ideologischer Rassismus, z. B. wenn ein Arbeitgeber Menschen wegen ihrer „Rasse“ nicht einstellt oder zu schlechteren und härteren Bedingungen, damit sie ihre Aufgaben nicht schaffen können.

In Runzhausen, wo ich jetzt wohne, habe ich keine schlechten Erfahrungen gehabt, obwohl zu unserer Hochzeit fast alle Leute des Dorfes kamen, um die Attraktion zu sehen und vielleicht aus Neugierde.

Ich ging nach Marburg zur Sprachschule, um die deutsche Sprache zu lernen. Jeden Tag ging ich morgens früh zur Bushaltestelle in Gladenbach und stieg in den Bus. Diese Haltestelle war die erste und es gab nur wenig Leute (Deutsche) und ich als Ausländer alleine – und ich saß auf meinem Platz. Als wir in andere Orte kamen, stiegen andere Leute ein, der Bus war voll – aber kein Mensch kam und setzte sich zu mir, obwohl es einen freien Platz gab. Hier sah ich den individuellen Rassismus. Und so blieb es bis ich fertig war mit meiner Sprachschule in Marburg.

Kurze Zeit nach unserer Hochzeit ging ich in ein Geschäft in Marburg um etwas abzuholen. Ich hatte morgens zu Hause gecheckt, ob ich genügend Geld dabei hatte. Beim Rausgeben irrte sich die Verkäuferin und gab mir zu wenig Geld zurück. Da ich aber noch schlecht Deutsch sprach, versuchte ich daheim mit meiner Frau, der Geschichte auf den Grund zu gehen. Diese rief im Geschäft an und bekam zur Antwort, ich hätte kein Portemonnaie und keinen Überblick über mein Geld gehabt. Und außerdem, wer es nötig habe, einen Schwarzafrikaner zu heiraten, gehöre ja wohl zu einer Kategorie Menschen, mit der er sich nicht abgeben müsse.

Einmal ging ich in Marburg durch die Stadt. Ich traf zwei junge Deutsche. Sie dachten, ich verstehe nichts und lästerten über den schwarzen Ausländer. Ich hörte kurz zu und sprach die beiden dann an: Es stimmt, ich bin Ausländer, aber ich liebe euch trotzdem. Zuerst stutzten die beiden, es war ihnen peinlich. Wir kamen ins Gespräch und heute sind wir gute Bekannte.

Als ich in einer Baufirma als Baukaufmann gearbeitet habe, kam eines Tages ein Arbeiter von der Baustelle ins Büro. Er klopfte an unsere Bürotür und auf mein „HEREIN“, öffnete er die Tür und sagte laut: „Oh, es ist ja niemand hier!“ Er schloss die Tür und ging zu meinem Chef. Der fragte: War der Lee nicht da? Und schickte ihn zu mir zurück. Als er zu mir zurück kam fragte ich ihn, warum er gesagt hat: „Es ist ja niemand hier“. War ich niemand für ihn? Dann entschuldigt er sich und sagte: „Tut mir leid, so habe ich es nicht gemeint“.

Heutzutage sehe ich in Deutschland noch in vielen Bereichen strukturellen und ideologischen Rassismus und Diskriminierung. Mobbing gehört gewissermaßen in dieselbe Kategorie. Es gibt Ängste, die man verdrängt, indem man scheinbar oder offensichtlich Schwächere mehr oder weniger drangsaliert.

*Lee Cosmas Ndeiy, geb. 1948, war in Tanzania als Lehrer und kirchlicher Mitarbeiter in der Jugendarbeit und in Oberschulen tätig. Seit 1991 ist er in Deutschland verheiratet. Nach vielen Jahren in einer Baufirma wechselte er auf die Profilstelle für Oekumene und Bildung im Dekanat Biedenkopf. Er ist Leiter des Gospelchors „Amani“.
Kontakt: ndeiylee@aol.com*

Rassismus in Deutschland?

Meine Erfahrungen als Tansanierin

Angela Olotu

Bevor ich nach Deutschland kam, hatte ich von Tansaniern und Tansanierinnen, die einmal hier gelebt hatten, viel über Rassismus gehört. Sie sagten mir, dass es für sie sehr gefährlich war, weil die Leute hier Ausländer gehasst hätten. Sie erzählten mir sogar, dass es für sie gefährlich war, nachts mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu fahren oder zu Fuß zu gehen. Sie hatten eigene Autos gekauft, damit sie, wenn sie nachts unterwegs sein mussten, mit dem eigenen Auto fahren konnten.

Solche Erzählungen haben mich an meine Erfahrung mit Rassismus erinnert, die ich 1998 in Rostock gemacht hatte. Wir waren eine Gruppe von 16 Studenten und Studentinnen aus Tansania, Dänemark, Schweden und Deutschland, die eine Kirche in Rostock besuchen wollten. Drei Tage blieben wir. Eines Tages, als wir auf der Straße unterwegs waren, riefen ein paar Leute aus einem Haus zu uns drei Afrikanern: „Ihr Schwarzen! Was macht ihr hier in unserem Land? Wir brauchen Euch nicht, verschwindet von hier!“ Wir drei hatten Angst, aber die Deutschen, die mit uns waren, sagten: „Euch wird nichts passieren, wenn wir zusammen sind, aber bitte seid vorsichtig und geht nicht allein auf die Straße.“

Als ich das Stipendium der Missionsakademie bekam, um meine Doktorarbeit in Hamburg zu schreiben, hatte ich wegen dieser Erzählungen über Deutschland und wegen meines eigenen Erlebnisses Angst, hierher zu kommen. Aber ich sagte mir, das ist lange her, vielleicht hat sich inzwischen etwas verändert.

Im September 2003 kam ich hier an. Seit ich hier bin, habe ich nicht viele Erfahrungen mit Rassismus in Deutschland gemacht. Vielleicht hängt das damit zusammen, dass ich in einer großen Stadt (Hamburg) bin, wo es viele Ausländer gibt. Die Leute sind schon daran gewöhnt, Menschen aus anderen Ländern zu sehen und gut mit ihnen um zu gehen. Außerdem wohne ich in der Missionsakademie und alle, die dort sind, haben auf dem einen oder dem anderen Weg Kontakt mit Ausländern. Doch vielleicht liegt es gar nicht daran, sondern es hat sich etwas in Deutschland verändert.

Jedenfalls habe ich so etwas Bedrohliches wie in Rostock nicht mehr erlebt. Drei andere Begebenheiten möchte ich in diesem Artikel den Lesern und Leserinnen mitteilen:

Als ich in Bochum war, um dort für ein Jahr die deutsche Sprache zu lernen, wollte ich eines Tages nach Frankfurt fahren, um meine Freundin zu besuchen. Ich dachte, es ist billiger, bei jemandem, der mit dem eigenem Auto nach Frankfurt fährt, mit zu fahren. Also habe ich im Internet gesucht und einen Mann gefunden, der einverstanden war, mich in seinem Auto für wenig Geld mitzunehmen. Als er kam, um mich abzuholen, sagte er zu mir: „Ich habe nicht gewusst, dass Sie schwarz sind; ich nehme Sie nicht in meinem Auto mit!“ Weil es nicht möglich war, mit ihm zu fahren, bin ich dann mit dem Zug gefahren. Aber ich war enttäuscht, dass schon die Farbe meiner Haut ein Problem für einige Leute war.

Als ich in Frankfurt war, habe ich meine zweite Erfahrung mit Rassismus gemacht. Meine Freundin und ich sind in ein Geschäft gegangen, um Schuhe für mich zu kaufen. Als wir in dem Laden waren, haben wir ein paar Schuhe angesehen und ich wollte ein Paar, das mir gefallen hat, anprobieren. Da kam plötzlich eine Frau zu uns und fragte uns unfreundlich: „Wollen Sie wirklich was kaufen oder werden Sie nur viele Schuhe anprobieren und alle Schuhe durcheinander bringen? Und am Ende kaufen Sie sowieso nichts!“ Da hatten wir keine Lust mehr, da zu bleiben, und wir sind gegangen, ohne die Schuhe anzuprobieren.

Die gleiche Erfahrung habe ich in einem Geschäft für Schmuck gemacht. Da wollte ich Ohringe für meine Mutter kaufen und habe eine Verkäuferin gefragt, wie viel ein Paar kostet. Sie sagte mir: „Ich weiß nicht genau, wie viel sie kosten, aber ich weiß, dass die Ohringe sehr teuer sind und Sie werden sie sich sowieso nicht leisten können.“

Rassismus ist sehr komplex und existiert fast überall in der Welt. Es gibt Leute, die andere ohne Grund hassen, weil sie nicht wie sie selbst aussehen. Ich weiß, dass es auch in meinem Land Leute gibt, die Ausländer hassen, weil sie denken, die Ausländer hätten ihnen Geld, eine Position, Arbeit oder Land weggenommen.

Meiner Meinung nach ist Rassismus ein Problem des Menschen, der rassistisch ist. Man darf nicht den Schluss ziehen, dass alle Deutschen, Amerikaner oder Tansanier Rassisten sind, wenn etwas Schlimmes in dem Land passiert. Menschen können sich ändern und Rassismus kann weniger werden, aber es braucht Zeit und Toleranz, Akzeptanz und Respekt, wenn man mit Menschen verschiedener Kulturen zusammen lebt oder sich begegnet.

*Angela Olotu, Jg. 1974, Pfarrerin der Evangelischen Lutherischen Kirche in Tansania, ist zur Zeit Stipendiatin an der Missionsakademie der Universität Hamburg, wo sie über Hochzeits- und Beerdigungsansprachen in Zeiten von HIV/Aids in Tansania promoviert.
Kontakt: angelaolotu@yahoo.com*

„Ausländer“ wegen ihrer Hautfarbe? Über den Umgang mit afrodeutschen Kindern

Gundula Fischer

Stolz hält mir die vierjährige Sundi drei Finger entgegen. „Ich habe drei Sprachen und zwei Länder“, sagt sie. Sundis Vater kommt aus Tansania. Und ich – ihre Mutter – bin deutsch. Was Sundi bereits als Reichtum, als Vielfalt an Zugehörigkeiten und Möglichkeiten erkennt, wird ihr von ihrer deutschen Umwelt häufig abgesprochen. „Woher kommst du?“, fragen Kinder auf dem Spielplatz. Im Schwimmbad wird Sundi von einem Jungen und einem Mädchen neugierig beäugt. „Warum ist die braun?“, fragen die Kinder ihre Mutter. „Weil sie nicht aus Deutschland kommt“, antwortet die Frau. Dass solche Fragen und Bemerkungen für afrodeutsche Kinder nicht ohne Folgen bleiben, weiß Cornelia Spohn, Bundesgeschäftsführerin des Verbands binationaler Familien und Partnerschaften. Sie schreibt:

„Die sicherlich oft interessiert gemeinte Frage ‚woher kommst du?‘ oder die anerkennende Feststellung ‚Du sprichst aber gut Deutsch‘ ist für einen jungen Menschen, der nie woanders gelebt hat und mit der deutschen Sprache zumindest seit dem Kindergarten vertraut ist, im günstigen Fall eine hohe Irritation. Die indirekte Mitteilung ‚Du gehörst nicht dazu, du bist anders‘ ist eine individuelle Kränkung und ein soziales Dilemma.“¹

Noch subtiler, aber dennoch wirksam ist, dass Sundi immer wieder als „Mischling“ bezeichnet wird. „Welche Mischung ist sie?“, werde ich gefragt, als handle es sich um Teesorten. Der Psychologe Thomas Teo dazu:

„In der deutschen Alltagssprache werden sie unreflektiert als ‚Mischlinge‘ bezeichnet. Damit beginnt auch ihr Problem, denn von Mischung kann nur dann gesprochen werden, wenn zusammenkommt, was nicht zusammengehört, also ‚Unterschiedliches‘ sich verbindet. Wohl kaum jemand käme auf die Idee das Kind von einem kleinen Mann und einer großen Frau, von einer blauäugigen Deutschen und einem grünäugigen Deutschen, von einem kurzsichtigen Sachsen und einer normalsichtigen Bayerin als ‚Mischling‘ zu bezeichnen. Der Begriff ‚Mischling‘ braucht den Begriff der ‚Rasse‘.“²

In Sundi kommt also zusammen, was aus Sicht mancher Mitbürger nicht zusammengehört. Dass damit auch die Zugehörigkeit zu mir in Frage gestellt wird, erfahre ich erneut auf dem Spielplatz, wo mich eine wildfremde Frau anspricht: „Entschuldigung, ist ihre Tochter adoptiert?“ Es verschlägt mir die Sprache. Als ich nach Wochen meine Worte wiedergefunden habe, gehe ich noch einmal auf die Frau zu: Ob sie sich vorstellen könne, was diese Frage bei meiner mithörenden Tochter auslöst? Ob sie sich bewusst sei, dass dies eine sehr intime Frage (eventuell sogar die nach meiner Gebärfähigkeit) ist? „Viele Mütter auf dem Spielplatz fragen sich, ob Ihr Kind adoptiert ist. Da wird man doch mal fragen dürfen“, erhalte ich als Antwort. Die Gedanken sind frei. Die Worte offensichtlich auch.

In Tansania ist es nicht anders. Der abendliche Buswechsel am Kariakoo wird zum Speißbrutenlauf. „Schau mal, eine Weiße mit einem schwarzen Kind!“, „Hallo du da, Weiße, du bist weiß. Warum ist dein Kind schwarz?“ „Es ist nicht wirklich ihr Kind“, rufen uns die Straßenhändler hinterher. In den Kleinbussen werde ich wiederholt angesprochen: „Ist das tatsächlich dein Kind?“, „Hast du sie wirklich geboren?“, „Ich dachte, Weiße bekommen nur weiße Kinder“. Wenn die Zugehörigkeit zur Mutter fortwährend in Zweifel gezogen wird, ist das eine kränkende und ärgerliche Erfahrung für Kinder – in Deutschland, in Tansania und anderswo. Die in Großbritannien lebende Autorin Henriette Barkow hat deshalb ein Kinderbuch geschrieben, das Mädchen und Jungen bei der Bewältigung solcher Erlebnisse unterstützt (in mehreren Sprachen erhältlich, Deutsch-Englisch „Das ist meine Mama. That’s my mum“, Mantra Publishing, London 2001).

Warum können dunkelhäutige Kinder und Erwachsene dem Verständnis vieler Mitbürger nach nur „Ausländer“ sein? Weil es noch nicht lange schwarze Deutsche gibt, höre ich. Dass dies eine Täuschung ist, zeigt ein Blick in die unbekannte und verdrängte afrodeutsche Geschichte. „Schon immer da gewesen“ ist der Titel eines Abrisses afrodeutscher Beziehungen.³ Schwarzafrikaner arbeiteten in römischen Hilfstruppen, ließen sich bei Trier nieder und zeugten Nachkommen. Die Kinder der im Barock so beliebten „Hofmohren“ leben noch heute unter uns. Beethovens Großmutter war eine Afrikanerin. Und in der Kolonialzeit gingen nicht nur Deutsche nach Afrika, sondern kamen auch Afrikaner zu uns und blieben. Viele ihrer Familienmitglieder (und andere dunkelhäutige Deutsche ebenso) wurden während des Nationalsozialismus zwangssterilisiert oder ins KZ eingewiesen.⁴ Diese Punkte, die nur eine kleine Auswahl bilden, stehen auf keinem deutschen Lehrplan. Bekannter ist die Geschichte der sogenannten Besatzungskinder nach 1945. Dazu beigetragen haben eine Reihe von (Auto-)

Biographien, die in den letzten Jahren erschienen.⁵ Eine Aufarbeitung afrodeutscher Beziehungen würde die "Adjektivachse deutsch und weiß" endlich erschüttern, wie der Journalist Jonathan Fischer formuliert.⁵ Die Vielfalt der Bezüge darf dabei nicht übersehen werden. Afrodeutsche bildeten zu keiner Zeit eine homogene Gruppe. Heute zeigt sich dies unter anderem in verschiedenen Identitätskonzepten und Selbstbenennungen („Schwarze Deutsche“, „Afrodeutsche“, „Mulatten“).⁷

Im Umgang mit den bewussten und unbewussten Ausgrenzungen, denen meine Tochter und ich begegnen, geht es – je nach Situation – nicht nur um Schlagfertigkeit oder Gesprächsbereitschaft, wie ich inzwischen gelernt habe. Ebenso wichtig ist die Erkenntnis, dass wir alle an diesem System teilhaben. Wenn wir anerkennen, dass wir in ein rassistisches System hineingeprägt wurden, dürften wir als Erwachsene eigentliche keine Angst haben, uns von diesem System zu befreien, schreibt Austen Brandt, Anti-Rassismus-Trainer bei Phoenix e.V. Und weiter: „Das ist keine Frage von Schuld, sondern eine Frage von Verantwortung. Und Verantwortung zu übernehmen ist in dieser Phase gesellschaftlicher Entwicklung dringender denn je“.⁸ Eine Chance zur Veränderung gab es in Sundis Kindergarten. Gemeinsam mit Eltern und Erziehern überdachten wir unsere Konzeption, stellten neues Personal ein (darunter einen senegalesischen Erzieher) und machten uns zum Leitgedanken, dass Interkulturalität und Mehrsprachigkeit keine Ausnahme oder Belastung, sondern eine Selbstverständlichkeit und Bereicherung sind. Dieser Leitgedanke spiegelt sich sowohl in den Aktivitäten als auch in der Ausstattung des Kindergartens. Dort sieht Sundi Bilder dunkelhäutiger Menschen nicht nur in Büchern über Afrika, sondern im vertrauten Alltag einer europäischen Großstadt. Jedes Kind hat das Recht, sich und seine familiäre Situation in den vorhandenen Materialien wiederzufinden, denken wir. All dies sind kleine Schritte zu einer Normalität, die erst dann gegeben sein wird, wenn Sundi die Frage nach ihrer Herkunft mit München erschöpfend beantworten darf.⁹

Gundula Fischer ist

Ethnologin und hat Sehen Sie bitte auch die mit diesem Text zusammen hängende über Verwandtschaftsbeziehungen und Swahili auf Seite 54.

in einem tansani-

schen Industrie-¹ Spohn, Cornelia: "Chance oder Problem? Über das Aufwachsen trieb promoviert. Sie in interkulturellen Lebenswelten", in: iaf informationen, Heft 3, lebt mit ihrer Tochter 2005, 1.

in München.² Teo, Thomas: „Zur Identität von sogenannten Mischlingen“, in: Kontakt: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hrsg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft, Berlin 1994, 146.

³ „Schon immer da gewesen – ein ganz kurzer Abriss der Geschichte afrodeutscher Beziehungen“, in: *Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V.(Hrsg.): Sichtbar anders – Aus dem Leben afrodeutscher*

Kinder und Jugendlicher, Frankfurt/Main 2005, 9-16.

⁴ Siehe dazu *Opitz, May (später Ayim, May): „Rassismus, Sexismus und vorkoloniales Afrikabild in Deutschland“, in: Oguntoye, Katharina et al. (Hrsg.): Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Frankfurt/Main 1992, 17-84.*

⁵ *So etwa: Gerunde, Harald: Eine von uns. Als Schwarze in Deutschland geboren, Wuppertal 2000. Hügel-Marshall, Ika: Daheim unterwegs. Ein deutsches Leben, Frankfurt/Main 2001. Usleber, Thomas: Die Farben unter meiner Haut. Autobiographische Aufzeichnungen, Frankfurt/Main 2002.*

⁶ *Fischer, Jonathan: „Weder Roberto noch Blanco. Das neue afrodeutsche Bewusstsein in Politik und Pop-Kultur“, in: Süddeutsche Zeitung, 05.03.2002, 17.*

⁷ Siehe www.100prozentmulatto.de und www.isdonline.de

⁸ *Brandt, Austen Peter: „Rassismus im Alltag“, in: Appel, Roland/Roth, Claudia (Hrsg.): Die Asyl-Lüge. Ein Handbuch gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, Köln 1993, 190.*

⁹ Siehe auch *Fischer, Jonathan: a.a.O.*

Alte Geschichten

Arnold Kiel

Die Präsenz von AfrikanerInnen in Deutschland hat eine lange Vorgeschichte. Man kann dabei überraschende Entdeckungen machen, gerade auch in der heimatgeschichtlichen Forschung. Zwei extrem gegensätzliche Beispiele sollen hier vorgestellt werden – aus Wolfenbüttel und Wuppertal.

1. Im ehemaligen Herzoglichen Schloß zu Wolfenbüttel stehen nicht nur zwei überlebensgroße sogenannte „Mohrenfiguren“, vermutlich Geschenke von Zar Peter dem Großen an seinen Schwager Herzog Anton Ulrich (1705-1785), sondern es wurden auch eine Reihe von afrikanischen Dienern angestellt. Einer von ihnen war Amo, getauft Anton Wilhelm, in seinem Geburtsland Guinea, heute Ghana, bis heute bekannt als Amoo Aliomah-Amo der Gelehrte (u.a. hat sich Kwame Nkrumah mit ihm beschäftigt). Im Alter von etwa sieben Jahren kam er als „Geschenk“ an den herzoglichen Hof. Im Unterschied zu dem herzoglichen Sohn Ludwig Ru-

dolf war er lernwillig und wissbegierig und wurde entsprechend gefördert – vielleicht in dem berühmten benachbarten Bibliotheksbau, in dem auch Leibniz und Lessing tätig waren. Jedenfalls wird er später bekannt als vermutlich erster schwarzer Hochschullehrer in Halle, Wittenberg und Jena. Er beherrschte sechs Sprachen und lehrte Logik, Metaphysik, Physiologie, Astronomie, Geschichte, Jura, Theologie und Politik! Das erstaunlichste: Man begegnete ihm weitgehend vorurteilsfrei – jedenfalls unter gebildeten Kollegen der frühen Aufklärer.

2. Im Barmer Missionsblatt von 1826 wird die Geschichte eines „Buschmannes“ (heute Khoisan) berichtet, der als kleiner Junge geraubt und an Sklavenhändler verkauft wurde. Er kam auf die „Westindischen Inseln“ zu einem Pflanzler, erhielt den Namen Jean Baptiste und arbeitete als Sklave in den Zucker- und Kaffeefeldern, bis er über einen holländischen Seekapitän an einen Kaufmann aus dem Bergischen Land „weiter verkauft“ wurde. Der stellte ihn auf Jahrmärkten in Wuppertal, Elberfeld und Umgebung aus und zwang ihn, lebenden Hühnern den Hals durchzubeißen, rohes Fleisch zu essen und allerlei wildes Spektakel zu veranstalten. Sein Ekel wurde mit Branntwein betäubt. Elberfelder Missionsfreunde kauften schließlich Jean Baptiste, genannt Kangafu oder Nigrin, frei. Er kam in die Anstalten des Grafen von der Recke, wurde Schuster und schließlich kurz vor seinem Tod auf den Namen Gottlob Freimann getauft. Soweit die dürren Fakten, die in dem erwähnten Missionsblatt erbaulich ausgeschmückt wurden derart, dass aus einem zum Jähzorn neigenden Alkoholiker ein seine Sünden bekennendes friedliches Gotteskind wird, das im Glauben an die Erlösung durch Jesus Christus stirbt.

Diese Geschichte diente dem Wuppertaler Exportkaufmann, Dramatiker und Romancier Karl Otto Mühl zur Vorlage für das Heimatstück 'Ein Neger zum Tee', in dem er satirisch-kritisch die damalige Einstellung – natürlich auch der Missionsfreunde – zu Afrikanern darstellt und dabei Parallelen zu heutigen Wirtschaftsbeziehungen herstellt. In der Buchausgabe ergänzen Beiträge zu Leben und Werk des eigenwilligen Dichters (nicht zu verwechseln mit dem eigenwilligen Aktions„künstler“ Otto Mühl!) das ca. 50-seitige Stück.

Beide Beispiele sind starke Verfremdungen der heutigen Aufgabe: Begegnung mit dem Fremden. Ein heilsamer Spiegel: Wo und wie kommt es zu einer wirklichen Begegnung mit AfrikanerInnen?

B. Brentjes: Anton Wilhelm Amo, Leipzig 1976.

P. Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren, Afrikaner in Bewußtsein und Geschichte der Deutschen, Hamburg 1993.

K. O. Mühl: Ein Neger zum Tee. Ein Heimatstück, Wuppertal 1995.

Arnold Kiel, Pastor i.R. der Braunschweigischen Landeskirche, arbeitete drei Mal für mehrere Jahre in der lutherischen Kirche von Tanzania: 1971-1975 in der Gemeinde Bonde la Ufa/Rift Valley, 1986-1992 zusammen mit seiner Ehefrau Dr. Christel Kiel in der Maasaimission (Nordostdiözese) und 1996-1999 am Theologischen College in Mwikaschwandarscharo.
 Kontakt: arnoldchristel_kiel@t-online.de

Aishas Engel

Thomas Ehrenberg

Als ich im Studierendenheim in Bochum wohnte, lebte auf unserem Flur eine binationale Familie. Der Ehemann kam aus Nigeria und seine Frau aus Deutschland. Sie hatten eine kleine Tochter mit dem Namen Aisha. Es war Heiligabend. Ich verabschiedete mich von der Familie und wollte schöne Weihnachten wünschen. Aisha kam auf mich zu. Voller Stolz sagte sie: „Schau mal meinen Engel an, den ich selbst gebastelt habe!“ Im ersten Augenblick stutzte ich, denn dieser Engel hatte – nicht wie ich es kannte, blonde Haare, sondern schwarze Haare. Ich sagte dann ganz natürlich: „Ja, klar, das ist ja ein sehr schöner Engel!“ In dem Augenblick wurde mir klar, dass unsere Kultur uns bis jetzt nur Engel mit blonden Haare geboten hat, und damit nicht nur mir, sondern auch Aisha, ein verzerrtes Bild von Engeln zeigt.

*Thomas Ehrenberg ist Pfarrer in Herten (Nordrhein-Westfalen). Er war mehrmals in Südafrika, Tansania und Kenia. Er ist Habari-Redaktionsmitglied.
Kontakt: tehren@freenet.de*

Beobachtungen zu „Rassismus in Partnerschaftsbeziehungen?“

Johannes Paehl

Der Kontext, in dem wir unsere Partnerschaften mit den tanzanischen Partnerinnen und Partnern leben und gestalten zeigt, dass rassistische Elemente gleichsam wie ein blinder Passagier mit von der Partie sind und sich bei uns eingenistet haben. Ich will das an drei Bereichen aufzeigen.

Unser geschichtlicher Kontext

Unsere Partnerschaftsbeziehungen befinden sich durch die Verbindung in ein Land, in dem Deutschland Kolonialmacht war, in einer kolonialen Tradition. Wenngleich diese deutsche Kolonialzeit lange zurückliegt, gibt es doch verschiedene Kontinuitäten. Die mächtigste ist die der Sprache. Denken wir an Afrika und benennen Situationen oder bestimmte Phänomene, dann benutzen wir Worte und Stereotypen, die in der Kolonialzeit entstanden und gebraucht wurden und vom kolonialen Geist bestimmt sind. Sie sind

bis heute ungebrochen tradiert worden und sind oft auch in unserem Milieu unreflektiert übernommen worden. Manche dieser Begriffe scheinen unausrottbar.

Werden im Rahmen eines Reiseberichtes Bilder gezeigt, fehlen selten Aussagen wie diese: „Da waren wir mitten im Busch“; „Das sind die Hütten, in denen die Leute leben“; „Die da unten“. Ich will hier nicht im einzelnen den rassistischen Gehalt dieser Begriffe erklären, nur so viel, alle Worte implizieren Primitives, Rückständiges. Damit werden auch Hierarchien festgelegt und Wertungen vorgenommen. Eine deutsche Landschaft ist eben „zivilisierter“ als der „afrikanische Busch“, Ziegelhäuser sind „fortschrittlicher“ als Häuser aus Lehm oder Gras – sind sie das wirklich überall und zu allen Zeiten? Bei „die da unten“ ist logisch, dass wir (die Europäer) „die da oben“ sein müssen. „Da muss man/frau aber nicht so spitzfindig sein“, höre ich. Wir sind in unserer Partnerschaft schon froh, wenn wir die anstehenden Dinge auf die Reihe bekommen, jetzt sollen wir uns damit auch noch auseinandersetzen. Lästig! In unserer Sprache spiegelt sich unser Denken und Fühlen wider. Nehmen wir die Herausforderung an, wird das Leben und Gestalten unserer Partnerschaften sensibler und intensiver werden, auch rücksichtsvoller.

Unser ökonomischer Kontext

Wir reden in unseren Partnerschaften von der wirtschaftlichen Ungerechtigkeit in dieser Welt, von den großen ökonomischen Unterschieden zwischen uns hier und den Menschen in Tanzania, hier „die Reichen“, dort „die Armen“. Generell ist diese Diskrepanz zwischen Afrika und Europa begründet in der Kolonialherrschaft und deren Folgeschäden bis in die heutige Zeit hinein. Auch hier sind wir sozusagen gefangen in dem, was uns überkommen ist. Das hat für die Gestaltung unserer Partnerschaften schwerwiegende Folgen, außer, mit Beginn der Partnerschaftsbeziehung ist dieser Sachverhalt bewusst reflektiert und für die Gestaltung maßgeblich geworden. Ich kenne Gruppen, die haben mit enormer Vehemenz von Anfang an gesagt: „In unserer Partnerschaft spielt Geld keine Rolle“, im Sinne von: Die ökonomischen Bedingungen sollen die Beziehung nicht tangieren und aushöhlen, die geistige und geistliche Qualität nicht mindern. Ohne Zweifel ein hehres Ziel. Natürlich bleibt die Frage, ob damit eine rassistische Haltung hinsichtlich des ökonomischen „oben“ und „unten“ abgewendet oder nur gedeckelt werden kann. Schon dieser Schritt bedarf eines festen Willens, den gefassten Vorsatz gegen viele Versuchungen durchzuhalten. Dem gegenüber sind andere Partnerschaften beseelt von ihren Projekten, um so wenigstens einen kleinen Beitrag zur Beseitigung der Ungerechtigkeit zu leisten. Hier sitzt unsere technische Überlegenheit mit im Projektboot, die schnell zur Überheb-

lichkeit avanciert. Fragen wir uns doch genau, wer gibt bei „unseren“ Projekten für die Partnerinnen und Partner in Tanzania die Richtung vor, von wem sind sie angedacht worden, wer weiß am besten, wie sie durchgeführt werden müssen. Selbstverständlich erwarten wir, dass uns Rechenschaft gegeben wird, wie das Geld verwendet worden ist. Ich will damit nicht eine allgemein größere technische Kompetenz auf unserer Seite zur Durchführung von Projekten in Abrede stellen und auch nicht eine notwendige Rechenschaftslegung über Finanzen. Viele tanzanische Partnerinnen und Partner tun das inzwischen für sich selbst aus eigenem Interesse. Würden wir uns in einem Rollenspiel in die Position der tanzanischen Partnerinnen und Partner begeben, würden wir manche Tücken entdecken und uns als „Besserwessi“ erkennen und wenn wir ehrlich mit uns selbst sind, auch manche rassistische Neigung.

Es gibt im Rahmen von Partnerschaften viele Felder, auf denen rassistische Empfindungen mit im Spiel sind. Denken wir nur an unsere Begegnungsreisen. Wir können reisen, wie wir es tun, die tanzanischen Freundinnen und Freunde können es nicht. Mehr noch, sie sind auf unsere Mittel angewiesen. Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass in Momenten, wo die Freude über die großmütige Einladung verflogen ist, sich auch Empfindungen der Demütigung einstellen. Genau genommen können alle Bereiche unseres Lebens, die in den partnerschaftlichen Begegnungen relevant sind und einbezogen werden, unser Wohlstand allgemein, unser Wohnen, unsere Gehälter, Bildungschancen, u.a. rassistische Gefühle auslösen. In diesem ökonomischen Bereich werden wir die meisten Konstellationen nicht so schnell ändern können. Wir sind eingebunden in globale Strukturen, die nur global verändert werden können. Aber aktiv zu sein und Zeichen zu setzen im Fairen Handel, in der Erlassjahrkampagne, Attac oder anderen Aktionen im Blick auf Welthandel und Finanzmächte lässt uns nicht so unbedarft und ignorant sein. Diese Verknüpfung ist unabdingbar und wird als Zeichen der Solidarität wahrgenommen.

Ein weiterer Schritt zum Aufbrechen von infolge kolonialer Gesetzmäßigkeiten festgeschriebener Muster ist eine Balance von „Geben und Nehmen“. Das „Geben“ ist unser täglich Brot in der Partnerschaft. Das „Nehmen“ erschöpft sich mit Gastgeschenken. Es ist, so haben wir es erlebt, spannend, sich dieser Frage zu stellen und zu überlegen, welche Möglichkeiten es gibt. Die Frage ist, ob wir das wirklich wollen. Wenn nach wiederholten sogenannten „ökumenischen Visitationen“ von den eingeladenen Partnerinnen und Partnern konkrete Vorschläge für Veränderungen gemacht werden und wir dann schließlich hören: Wie oft schon haben wir euch unsere Überlegungen mitgeteilt. Ihr nehmt dieses „Geben“ ja

doch nicht ernst. Ist das nicht auch ein rassistisches Verhaltensmuster?

Unser kultureller Kontext

Der Anfang auch dieses Bereiches tanzanisch-deutscher Beziehungen ist geprägt von den Kolonialbegeisterten früherer Zeiten. Neben den ökonomischen Interessen waren sie beseelt von einer „zivilisatorischen Mission“ an den „primitiven Wilden“. Derartige Überzeugungen spiegelt sich wider in der Kolonial- und Reiseliteratur jener Zeit und blieben erhalten bis in unsere Kinderbücher. In Baströckchen unbändig tanzende Frauen und Männer, umgeben von üppiger Natur, um nur ein Stereotyp zu nennen. Auch Missionare und Missionarinnen waren nicht immer frei von der kulturellen Sendung ihrer Mission. Die Wirkungsbereiche Schulen und Krankenhäuser bildeten dafür einen Nährboden. Es geht nicht darum, diese Leistungen grundsätzlich infrage zu stellen, sondern zu fragen, in welchem Geist und in welchem Bewusstsein sie durchgeführt wurden und werden. Unser Arbeiten in solchen Konstellationen geschieht in der Versuchung des sich Überlegenfühlens. Inzwischen gibt es einen vielfältigen kulturellen Austausch. Gigantische farbenprächtige Shows, weniger aus Tanzania als aus Süd- und Westafrika, sind in kurzer Folge selbst in Provinzstädten zu erleben. Als Partnerschaftsgruppen nehmen wir teil an diesem kulturellen Austausch. Wir laden Chöre ein, vielfach mit darstellerischen Elementen in ihren Darbietungen. Mit großem Können und vitaler Grazie, nicht ohne Stolz, werden das moderne und das traditionelle Leben Afrikas präsentiert – durchaus authentisch und überzeugend und mit Sympathie und Freude zu genießen. Wie nehmen wir und alle, die wir zu diesen Darbietungen einladen, das Gesehene und Gehörte wahr? Da gibt es ohne Frage die staunende Bewunderung ob der faszinierenden Präsentationen. Doch werden nicht auch übernommene und tief in uns gespeicherte Stereotypen und Bilder aktiviert und bestätigt? Potente Lebenskraft, ursprüngliche Freude, überwältigendes Trommeln und Tanzen, gutmütiges Lachen, wie schnell legen wir unsere Besucherinnen und Besucher auf diese Begabungen und Fähigkeiten fest, für andere Begabungen bleibt kaum Raum. Ich erinnere mich an die große Enttäuschung und das Unverständnis in einer Gemeinde, als ein tanzanischer Gast nicht trommeln wollte, weil er es einfach nicht konnte. Selten kommt es vor, dass eine adäquate Einführung und Begleitung Aufführungen ergänzen, um alte Stereotypen zu überwinden. Ein Schritt dazu sind gemeinsam durchgeführte Workshops mit dann folgenden, teilweise gemeinsamen Darbietungen des Erlebten oder des Erarbeiteten. Beide Seiten werden so zu Subjekten. Von dem Bagamoyo-Freundeskreis wird solch ein Programm mit den „Bagamoyo Players“ ange-

boten (www.bagamoyo.com). Neue Erfahrungen lösen alte Vorstellungen ab. Davon gibt es inzwischen einige Erfahrungsberichte, von denen auch hier in HABARI zu lesen war.

Nur antippen möchte ich die Frage, wie wir selbst uns im Rahmen des kulturellen Austausches bei den Partnerinnen und Partnern in Tanzania zeigen. Was bedeutet es in diesem Zusammenhang, dass das Goethe-Institut in Dar-es-Salaam geschlossen wurde? Von der deutschen Seite aus wird es nicht für nötig befunden, alte Muster kultureller Begegnung zu verändern und neu zu gestalten.

Wir mögen zurückhaltend reagieren auf die Herausforderung, rassistische Verhaltensmuster bei uns wahrzunehmen – nur nicht so spitzfindig sein! Unser Gutmensch steht zur Debatte. Unsere Selbstwahrnehmung wird zum Thema. Wir haben in unserer Partnerschaftsgruppe vor Jahren einen Seminartag mit dem Thema: „Unsere Freunde in Tanzania – Bilder in unserem Kopf“ durchgeführt. Das war zum Teil schmerzlich, hat uns aber bewusst gemacht, wie infiziert wir mit rassistischen Bildern und Vorstellungen waren. Es hat sich gelohnt. Wir sind selbstkritischer, aufmerksamer und empfindsamer für unsere Partnerschaftsbeziehungen geworden. Es gibt inzwischen eine Vielzahl von Akademien und Organisationen, die solche Seminare anbieten. Nur Mut!

*Johannes Paehl,
Pastor i.R., arbeitete für mehrere Jahre in der lutherischen Kirche von Tanzania in der Kageraregion.
Kontakt:
j.u.d.a.paehl@toneline.de*

Racism of the Disadvantaged

Fidon R. Mwombeki

I think it is worthwhile to look at racism of the disadvantaged. It is just as serious as the other.

Racism is a mentality. It is about relations between groups of people. Racism has economic, social, cultural and other dimensions. It is not only an issue of the complexion of the skin. The question to me has always been, "Who is a racist?" Is a racist only the oppressor or the oppressed can also be racist? Can one be a perpetrator and at the same time a victim of racism? For example, could there be racism among Africans from different countries? Could Germans be racist towards Russians and Poles? Most of the time when we talk about racism, we think of the stronger oppressing the weak, a stronger being a perpetrator and a weaker being a victim. But it has ultimately become clear to me that since racism is a

mentality, then the disadvantaged are no better. The socially and economically weak can have racist tendencies of two main forms.

Racist Hatred

I remember being invited in a home of a prominent African American, where several African Americans came for dinner. During the conversations around that evening I got a high dose of history and what actually since the time of slavery has been happening against “blacks”. Since I am also “black”, I was warned to be careful because these “white folks” are not good and they look down on the “black”. They are “racists”. Very scary.

Later that night in my bed I was asking myself a million questions. Is it really true? If these „white folks“ are so bad, something that was never evident in my previous life, why had they then invited me to study, on full scholarship from their “white” church? I just recollected my thoughts and discovered that most of the people who had come to my room to welcome me, who had invited me to their families, who had offered to show me where to buy food, were almost exclusively “white”. The logic of hatred made no sense to me. I discovered that at our dinner there was no “white” person invited. Later I also discovered even in the churches that are predominantly “black”, “whites” are not really welcome. They are hated. I thank God that I refused to fall into the temptation of accepting this racist hatred. It is not part of my history.

At another time I met one student from Namibia studying at one of USA universities. He told me how he was experiencing a transformation within himself. He told me many stories about oppression they suffered on account of race. He said that as he grew up, every time he would see anyone “white” he would shiver with burning hatred. Whether the person was a pastor, or a nun, or a government official, for him all “whites” were the same-bad, oppressive, exploitative, disrespectful, etc. Living in America in the midst of all those loving, caring and understanding “whites” brought for him a very difficult transformation.

It is humanly difficult to love those who segregate and oppress you. As I have travelled frequently in different countries, it is very disturbing to be subjected to specific inspections at borders and airports of countries in Europe and America simply because I am “black”. When I am in a line with other passengers and I am singled out for more rigorous inspection by immigration officials, it hurts. The temptation to hate a whole race is imminent. For that reason I felt a bit strange when I was at a similar line at the Dar es Salaam International Airport when I heard a comment from some-

one behind me on the fast-moving “East African Residents Only” line saying, he felt so happy that the “whites” were also here subjected to a slower line! Whether it is for revenge or not, racist hatred is similarly dangerous.

Racist Inferiority

The disadvantaged have also another danger of racism—racist inferiority. Very many Tanzanians believe that the “wazungu” (all “white” people) are better. They do not hate them, but rather fear them, adore them and envy them, purely based on race and nothing more. They tend to have more confidence in an organization lead by a “mzungu”. They associate “wazungu” with honesty, hard work, good planning, good supervision, creativity, etc. The reality is that they are also ordinary human beings like all of us, grown up in different situations and shaped by their culture and economics. Because they are ordinary they have developed over years checks and balances in their systems to keep people in check and catch and punish the culprits quickly. But the inferiority that the Africans and other developing people feel towards the “wazungu” is racist as well and very detrimental to their development in a globalizing world.

This racism afflicts government, NGO and even church systems. In Tanzania the “wazungu” are getting unbelievably skewed contracts from us, evading taxes, buying our properties almost for free, and exploiting our resources people. There are things that Tanzanians would be severely punished for but which “wazungu” get away with. People are afraid to criticize them, simply because they are “wazungu”.

Recently I was in Mwanza and found out that a person was let build a resort on the shores of Lake Victoria, on one of its best beaches, and charges local residents to go through his gate to the sands at their traditional lakeshore. When I asked why, they said he is an “investor”. If it were a native Tanzanian the government would be on his or her throat from day one. When the electric company (TANESCO) could not even collect its money, a South African company was contracted to manage it. The idea that the company would now be managed by “wazungu” sent shivers all around, and on the next day the offices of TANESCO were packed with thousands of people who had not paid their bills. They went ahead and disconnected power from government offices and all ministries started paying their bills. When the National Bank of Commerce was given for free to a South African conglomerate ABSA, non-performing loans that were already written off in the calculations for sale, were paid back because the people feared these “wazungu”.

I know how even many church leaders suffering from this racist inferiority let the missionaries get away with absurd mistakes. They are scared of them partly because they are associated with continued support from their sending organizations. And when a bold leader rebukes them, natives are surprised but definitely happy. I know it from experience.

bei der Vereinten

Evangelischen Mission VEM in Wuppertal. Er ist zum neuen Generalsekretär der VEM gewählt worden und wird dieses Amt Ende 2006 beginnen. Mwombeki war bis Ende 2004 Generalsekretär der Nordwest-Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania.

I have been in Germany for a short while now. Many times I have heard people from other countries complain of being segregated and despised. I have not seen much of that personally. Even in trains and restaurants, I do not actually notice this segregation, yet. Someone told me he is segregated because of racism, because people do not visit him, that his neighbours do not take him seriously. Well, I am not sure about that. I asked, do they visit each other anyway? Do they talk to each other in trains and buses leaving him out of conversation? Do they actually do it because of race, or it is simply interpreted by him that way because of his propensity to interpret the events by the mirror of race? I do not believe that there is no racism. But my argument is that racism is not only perpetrated by the advantaged over the disadvantaged, but also by the disadvantaged over the advantaged. Can the oppressed overcome the feelings of racist inferiority and assert themselves when they might?

Kontakt: If we want to overcome racism, we must not let this aspect go unnoticed. It must be part of the solution.
gospel@vemission.org

Partnerschaften und Rassismus

Austen P. Brandt

Partnerschaften ergeben für kirchliche Gruppierungen und Gemeinden die einmalige Chance, Menschen aus Afrika, Asien und Lateinamerika näher zu kommen. Sie gewähren durch Korrespondenz, durch Filme, durch Besuche einen Einblick in eine andere Lebenswelt. Dadurch, dass Partnerschaften auf lange Jahre angelegt sind, ergeben sich im Laufe der Zeit genauere Kenntnisse von dem Leben vor Ort, Einblicke in Prozesse der Kirchen, der Gemeinden, aber auch in das Leben der einzelnen Partnerinnen und Partner.

Ich selber bin seit 20 Jahren engagiert in einer kirchlichen Partnerschaft und habe auch die Chance, andere Partnerschaften kennen

zu lernen. In Anti-Rassismus-Trainings, die ich mit anderen durchführte, hatte ich die Möglichkeit, mit in der Partnerschaft engagierten Gemeindemitgliedern zusammen zu arbeiten. Dabei haben sich einige interessante Beobachtungen ergeben.

In der ersten Phase der Partnerschaft, insbesondere nach Besuchen, besteht hier eine große Bewunderung für die Spontaneität des Lebens dort. Es wird über die Emotionalität der Gottesdienste begeistert berichtet und mit einem Hauch von Neid ausgedrückt, warum bei uns die Gottesdienste nicht so lebendig und viel leerer sind. Es besteht eine Traurigkeit über die Ärmlichkeit der Lebensbedingungen auf der Seite der Partner.

In der zweiten Phase wird versucht, durch eigene Ressourcen, durch Spenden und Materialien das Leben der Partner zu verbessern. Es besteht hier oft das Gefühl: Wir wissen, was die anderen brauchen, und wenn sie es haben, wird ihr Leben einfacher.

In der dritten Phase tritt eine Ernüchterung ein. Es wird gesehen, dass oftmals die gespendeten Gegenstände nicht im geplanten Sinne verwendet werden. Zugleich entstehen auch menschliche Enttäuschungen. Konflikte vor Ort werden sichtbarer, Fehlverhalten einzelner deutlicher.

In der Partnerkirche bzw. Partnergemeinde findet ein analoger Prozess statt. In der ersten Phase ist eine große Hoffnung da. Von den deutschen Partnern ist soviel Zuneigung und Verständnis gezeigt worden, dass das Gefühl vorherrscht: „Wir werden verstanden. Uns wird geholfen. Bald wird es uns besser gehen.“ Den Gästen wird mit einer außergewöhnlichen Gastfreundschaft begegnet. Sie sollen sich wohl fühlen. Es soll ihnen an nichts fehlen. Es ist die Tradition der Gastfreundschaft, die in Jahrhunderten gewachsen ist. Es ist aber auch das Gefühl: „Je besser wir sie bewirten, desto mehr werden sie sich an uns gebunden fühlen.“ „Ja, unsere Partner sind freundliche und einfühlsame Menschen. Sie verstehen uns. Sie sind anders als viele Weiße, die wir kennen oder von denen wir gehört haben. Wir nennen sie Schwester und Bruder. Sie freuen sich darüber, von uns so genannt zu werden.“ In der zweiten Phase wird aufgelistet, was alles benötigt wird. Da entsteht schon eine erste Irritation. Oft entscheiden die deutschen Partner anders und sehen die Prioritäten falsch gesetzt. Die Partner in Afrika oder Asien oder Lateinamerika verstehen die kühlere Art auf einmal nicht. Sie fragen sich: „Haben wir etwas falsch gemacht? Waren wir schlechte Gastgeber?“ Die, die vor einigen Monaten so freundlich und nahe waren, werden auf einmal distanziert.

In der dritten Phase steigt die Resignation. „Plötzlich schreiben sie uns vor, was wir machen sollen. Wenn wir etwas vorschlagen, akzeptieren sie es oft nicht. Also lassen wir uns auf ihre Pläne ein.“

Aber wir ahnen, es wird uns nicht weiterbringen. Oder wissen sie es doch besser als wir?“

Es beginnen Gespräche untereinander, wie falsch die Gäste sich doch damals verhalten haben. „Einige Regeln haben sie nicht beachtet. Und die Frauen in den kurzen Röcken. Und wie teuer der Besuch war. Und gehetzt haben sie immer, haben dann gelächelt, wenn wir es so gemacht haben wie immer. Und jetzt diese Enttäuschung.“

So oder ähnlich kann es aussehen. Irritationen über gegenseitiges Verhalten, Wertvorstellungen, Bedeutung von Zeit und Geschwindigkeit, Verwirrung über verschiedene kulturelle Normen treten fast zwangsläufig auf.

Die Qualität einer Partnerschaft lässt sich daran erkennen, ob es die Partner schaffen, diese Projektionen und Enttäuschungen zu überwinden und Wege zu finden, wie die verschiedenen Auffassungs- und Verständnisebenen miteinander in Kongruenz gebracht werden können. Dazu gehört sicherlich, dass die Partner lernen, wer sie sind. Beide haben noch den Bildervorrat aus der Kolonialzeit in ihrem Bewusstsein oder Unterbewusstsein. Das spielt in der Begegnung eine nicht zu unterschätzende Rolle.

In den Anti-Rassismus-Trainings stellen die weißen deutschen Teilnehmerinnen und Teilnehmer immer wieder erstaunt fest, wie stark ihr Denken und ihre Gefühle von Stereotypen geprägt sind. Das können Lieder wie „Die zehn kleinen Negerlein“ sein oder Berichte von Missionaren aus der Kindheit. Das können Bilder sein von Afrikanern, denen die geregelte Arbeit nicht liegt, und von Asiaten, die immer so verschlagen sind. Es können Bilder von „Tim und Struppi aus dem Kongo“ sein oder von „Mecki bei den Chinesen“, aber auch Berichte über Afrika, Asien, Lateinamerika, die Bilder von Entwicklung und Unterentwicklung mit Urteilen von Überlegenheit und Unterlegenheit miteinander in Verbindung brachten. Bei manchen gibt es Erinnerungen an Sammelalben, Abenteuer geschichten und Kindergedichte, und natürlich fällt vielen auch der so genannte „Nickneger“ aus der Kindheit ein. Puzzle für Puzzle entstanden so festgelegte Bilder bereits im Vorbewusstsein, die dann wieder zu Tage treten, wenn sie aktuell in einer Situation herausgefordert sind. Und die Partnerschaft ist eine Situation der Herausforderung par excellence.

Es findet in der Partnerschaft nicht nur eine Begegnung mit den lebenden Menschen statt, sondern auch eine Begegnung mit den Bildern, die in der frühen Kindheit angelegt wurden. Und diese Bilder besagen, dass die Menschen in Afrika und Asien weniger entwickelt sind oder sogar unterentwickelt. Diese Bilder besagen,

dass die Menschen aus dem Westen besser wissen, wie die Wirklichkeit zu bewältigen ist als die Menschen aus dem Süden. In gleicher Weise wurden viele Menschen in Afrika und Asien durch die Kolonialzeit und auch durch die Neokolonialzeit in dem Wissen erzogen, dass die eigene Kultur und Tradition eine unterlegene Bedeutung hat und sie durch Christentum und westliche Kultur zivilisiert wurden. Diese Bilder in ihnen versetzen sie in ein Gefühl der Unterlegenheit.

Wenn nun Menschen mit solchen gegensätzlichen Bildern einen engeren Kontakt bekommen, findet eine Kollision auf der Ebene der Bilder und Vorstellungen statt. Diese Kollision kann erheblich sein, wenn die Partner sich nicht dessen bewusst sind. Es finden unnötige Enttäuschungen und Fehleinschätzungen statt. Es kann zu Konflikten kommen, die die Partnerschaftsarbeit behindern. In der interkulturellen Diskussion geht es im Moment intensiv um die Frage der Whiteness (Weißsein) und der Blackness (Schwarzsein). Es wird geforscht, wie die Sozialisationswege und Prägungen sind und wie das Erwachsenenbewusstsein davon bestimmt wird, aber auch oft die sozioökonomische Situation.

In der Phase vier kann es zu einem neuen Verstehen kommen. Dann lernen die Partner auf beiden Seiten, das Verhalten der anderen einzuschätzen und auch wertzuschätzen; dass zum Beispiel auch die Witwe aus Deutschland lange für die Fahrt zu den Partnern sparen musste, um ihr Engagement vor Ort zu leben. Die deutschen Partner erfahren andererseits viele Beispiele einer kreativen oder durchdachten Lebensgestaltung, die Respekt abnötigt. Sie sehen: „Nicht alles, was von Deutschland aus als sinnvoll erachtet wird, hat auch seinen Sinn vor Ort.“

Anti-rassistisches Bewusstsein, wie es zum Beispiel in Anti-Rassismus-Trainings vermittelt wird, kann diesen Prozess der Verständigung intensivieren, begleiten und vertiefen. Es kann helfen, dass Verständnis tiefer wird, dass Konflikte weniger und die Chancen der Partnerschaft noch erfolgreicher genutzt werden können. Anti-rassistisches Bewusstsein hilft, das eigene Engagement reflektierter und engagierter zu gestalten. Darüber hinaus gibt es beiden Partnern die Möglichkeit, auch auf einer existentiellen Ebene kommunizieren zu lernen. Das ist nicht einfach. Aber es kann Schritt für Schritt gelingen. Dann stehen sich Menschen gegenüber, die in verschiedener Art und Weise verwundet wurden und deren Begegnung zu Schritten der Heilung beitragen kann, gemeinsam und in Partnerschaft.

*Austen P. Brandt ist Vorsitzender des 1993 gegründeten Vereins phoenix e.V. Er lebt und arbeitet als evangelischer Pfarrer in Duisburg-Walsum.
Kontakt:
phoenix-eV@t-online.de
www.phoenix-ev.org*

Rassistische Arbeitsmigrationspolitik und sozialimperialistische Unterschichtung im kolonialen Deutschland

Kien Nghi Ha

Die gegenwärtige Diskussion über die befürchteten wie erhofften Effekte der Einwanderung von benötigten Arbeitskräften nach Deutschland findet ohne jede geschichtliche Reflexion in einem scheinbaren Vakuum statt. Dabei sind Forderungen nach einer begrenzten und einträglichen Zuwanderung, die zudem die gesellschaftliche Stabilität und kulturelle Kohärenz nicht gefährden sollen, nicht neu. Um präziser zu sein: Solche Forderungen sind seit dem Wilhelminischen Kolonialkaiserreich ein wiederkehrendes Strukturelement dieser Debatte. Dessen ungeachtet stellt die Enthistorisierung die dominante Form der gesellschaftlichen Beschäftigung mit diesem Themenbereich dar. Selbst in der sozialwissenschaftlichen Literatur wird der Abschluss des Anwerbeabkommens mit Italien im Jahre 1955 gemeinhin als Anfangsdatum deutscher Arbeitsmigrationspolitik begriffen. Eine Folge der geschichtspolitischen Verdrängung ist, dass die tatsächlichen Wurzeln dieser Politik aus dem Blickfeld geraten und überhaupt nicht diskutiert werden, da sie weder in der politischen Debatte noch im öffentlichen Bewusstsein präsent sind. Dabei könnte die historische Aufarbeitung nicht nur unser geschichtliches Wissen erweitern. Durch die Verknüpfung mit aktuellen Problemstellungen wäre es auch möglich, eine Perspektive zu gewinnen, in der nach den Zusammenhängen zwischen Rassismus, Arbeitsmigrationspolitik und innerer Kolonialisierung gefragt werden kann.

Bisher ist es kaum der Rede wert, dass die Genese der deutschen Arbeitsmigrationspolitik nicht nur zeitgleich zur Durchsetzung nationalstaatlicher Kolonialpolitik, sondern unter der Ägide einer verwandten Machtlogik erfolgte. Während die „verspätete“ Kolonialnation im „Wettlauf um Afrika“ (Pakenham 1990) nach Jahrzehnten der ideologischen Vorbereitung Mitte der 1880er-Jahre ihre ersten „Schutzgebiete“ in Besitz nahm (Fröhlich 1994: 17-40), wurde von deutscher Seite aufgrund der „Leutenot“ in der ostpreußischen Agrarwirtschaft eine zunächst grenznahe Arbeitsmigration initiiert. Sie wurde zu Beginn der 1890er-Jahre mit speziell anti-polnischen Bestimmungen auf das übrige Preußen ausge-

dehnt. In den Anfangsjahren trat die deutsche Arbeitsmigrationspolitik als Rekrutierung von möglichst „billigen und willigen“ ArbeiterInnen in den sogenannten „freien Jagdgebieten“ Osteuropas in Erscheinung. Die betrügerischen und oftmals auch brutalen Anwerbemethoden der beauftragten Agenten und Kolonnenführer brachten Missstände hervor, die von der damaligen Sozialkritik mit dem Sklavenhandel verglichen wurden. Institutionell war zunächst die halbamtliche Preußische Feldarbeiter-Zentralstelle zuständig, die organisatorisch an der Centralstelle zur Beschaffung Deutscher Ansiedler und Feldarbeiter anknüpfte. Diese Arbeitsvermittlungsstelle wurde ursprünglich vom Ostmarkenverein und Alldeutschen Verband zur Förderung der kolonialen Siedlungspolitik 1903 gegründet (Herbert 1986: 37; Elsner/Lehmann 1988: 43f). Das bis vor kurzem noch gültige Prinzip, wonach Deutschland kein Einwanderungsland sei, wurde rigoros durch ein bis 1907 vollentwickeltes „System der restriktiven Ausländerkontrolle mit dem ‘Legitimationszwang’ und dem ‘Rückkehrzwang’“ (Bade 1993: 314) umgesetzt. Bis zum Ersten Weltkrieg rückte das Deutsche Reich durch den Ausbau seines zunehmend polizeirechtlich und zentral organisierten Systems des temporären „Arbeiterimports“ nach den USA zum „zweitgrößten Arbeitseinfuhrland der Erde“ auf – wie es der zeitgenössische Historiker Imre Ferenczi ausdrückte. 1910 waren 1,26 Mio. AusländerInnen im Deutschen Reich beschäftigt, wobei knapp zwei Drittel der Beschäftigten hauptsächlich aus den polnischen Gebieten Österreich-Ungarns und Russlands kamen. Während des Ersten Weltkrieges mussten viele MigrantInnen de facto Zwangsarbeit leisten, da die zuvor jährlich erzwungene Ausreise durch ein Ausreiseverbot ersetzt wurde.

Die Struktur wie die Zielsetzung der deutschen Arbeitsmigrationspolitik wurde grundlegend durch ihren gesellschaftlichen Entstehungskontext im Zeitalter des Imperialismus geformt. In einer Gesellschaft, deren Eliten sich besonders stark mit völkisch-nationalen, antisemitischen, rassistischen, sozialdarwinistischen, kolonialistischen und militaristischen Ideologien identifizierte, bestimmten diese biopolitischen Ideologien auch maßgeblich die Konzeption und Gestaltung der Zuwanderungspolitik. So wie die koloniale Expansion nicht zuletzt als Mittel zur Aneignung von äußeren Ressourcen angelegt war, wurde die Arbeitsmigrationspolitik als ein nationalstaatliches Instrument eingesetzt, um sich benötigte „Humanressourcen“ in temporären Rotationszyklen für das volkswirtschaftliche Wachstum einzuverleiben. Diskriminatorische Arbeitsmigrationspolitik kann im deutschen Entstehungskontext als Inversion kolonialer Expansionsformen begriffen werden. Letztlich zielten beide Politikansätze mit unterschiedlichen Mitteln darauf ab, durch äußere und innere

Kolonialisierung Deutschlands Stellung im globalen Wettkampf der westlichen Industrienationen zu stärken.

Ihre Konvergenz zeigte sich besonders eindrücklich in den offiziellen Kriegszielen des „Imperial Germany“ für Osteuropa. Während diese Expansionspläne 1918 durch die Niederlage des Deutschen Reiches abgewendet werden konnten, spielten kolonialrassistische Überzeugungen bei der lebensweltlichen Umsetzung der Arbeitsmigrationspolitik im „inneren Ausland“ eine bedeutsame Rolle. Schon bevor der Nationalsozialismus „slawische Untermenschen“ als „Arbeitsvölker“ der arischen „Herrenrasse“ proklamierte, waren ähnliche Vorstellungen in den politischen Diskursen der Wilhelminischen Kolonialgesellschaft geläufig. Im Unterschied zur NS-Ideologie beruhten sie auf rassistische Ressentiments, die aber keine rassenpolitische Herrschaftsstruktur für die Neuordnung Europa forderten. Die Idee untergegebener „Arbeitsvölker“ verband jedoch „rassisch“ begründete Unterlegenheits- und Überlegenheitsvorstellungen mit Modellen der ethnischen Arbeitsteilung.

In den rassentheoretischen Diskursen der Kaiserzeit wurden polnische MigrantInnen üblicherweise als kulturell „niedrigstehende Slawen“ stigmatisiert, als „dumme Polacken“ mit einer „kriecherischen“ und „unterwürfigen“ Haltung verobjektiviert, die für schwere Arbeiten auf dem Feld und Untertage prädestiniert erschienen. Indem aufoktroyierte soziale Verhältnisse verkörperlicht und als „Rasseneigenschaften“ naturalisiert wurden, konnten diese Menschen wie selbstverständlich als „geborene Erdarbeiter“ und „Wulacker“ (Wühler) erniedrigt werden (Bade 1980: 288f; Bade 1993: 322). Durch die Konstruktion negativer Stereotypen wurde ihre Abwertung rationalisiert, so dass Ablehnung, Ausgrenzung und Entrechtung natürlich und legitim erschienen. In diesem Sinne arbeitete die deutsche Arbeitsmigrationspolitik seit ihrer Einführung effektiv mit rassistischen Zuschreibungen und ausbeuterischen Praktiken, die eine hierarchische Gesellschaftsstruktur auf kolonialrassistischer Grundlage zur Folge hatte. Aufgrund von gesetzlichen Verordnungen wurden den zugewanderten ArbeiterInnen grundlegende Rechte wie Vertrags- und Bewegungsfreiheit verweigert. Als Leibeigene auf Zeit waren sie der Willkür ihrer deutschen Vorgesetzten und Gutsherren nahezu schutzlos ausgeliefert, so dass Lohnbetrug, gewalttätige Übergriffe und polizeiliche Kriminalisierung der flüchtigen „Vertragsbrüchigen“ die Regel waren. Durch die Aufoktroyierung von halbfeudalen Arbeitsbedingungen, die die gewerkschaftliche und sozialdemokratische Kritik als „Dasein rechtloser Lohnsklaven“ bezeichnete, wurden Lebensformen und eine ethnisierende Segmentierung der Gesellschaft geschaffen, die an die rassistische Struktur übersee-

ischer Kolonien erinnerte. Zeitgenössische Kommentatoren verglichen oftmals mit Befriedigung die Funktionen der „Arbeiterschicht zweiten Grades“ mit denen von unterdrückten Gruppen in klassischen Kolonialgesellschaften. So nahmen MigrantInnen in Deutschland nach Beobachtung des Agrarhistorikers Sartorius von Waltershausen eine Position ein, die den „der Neger in den nord-amerikanischen Oststaaten, der Chinesen in Kalifornien, der ost-indischen Kulis in Britisch-Westindien“ entsprach (zit. nach Bade 1993: 319).

Die innere Kolonialisierung wurde durch eine gezielte Politik der Unterschichtung von migrantischen ArbeiterInnen forciert, in der die Migrationspolitik neben nationalökonomischen auch sozial-imperialistischen Intentionen folgte, um soziale und politische Konflikte im Inneren zu entspannen. Friedrich Syrup, der als Präsident die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung zunächst in der Weimarer Republik und später auch in der NS-Zeit führte, beschrieb 1918 diese sozialimperialistische Praxis wie folgt: „Ist es unvermeidlich, ausländische Arbeiter heranzuziehen, so erscheint es auch sozialpolitisch angezeigt, sie gerade mit den niedrigsten, keine Vorbildung erfordernden und am geringsten entlohnten Arbeiten zu beschäftigen, denn dadurch besteht für die einheimische Arbeiterschaft gleichzeitig der beachtenswerte Vorteil, dass ihr der Aufstieg von der gewöhnlich niedrig entlohnten Tagelöhnerarbeit zu der qualifizierten und gut entlohnten Facharbeit wesentlich erleichtert wird“ (zit. nach Treibel 1990: 90). Wie zahlreiche Quellen belegen, wurden rassistische und sozialimperialistische Praktiken in den Amtsstuben und Wirtschaftsbetrieben als „strenger Grundsatz“ gehandhabt (Bade 1980: 43-46).

Wie die „Gastarbeiter“ in der BRD wurden auch ihre osteuropäischen Vorgänger im Alltagsrassismus als faul, dumm, übelriechend, ungebildet, gewalttätig, kriminell, gefährlich, kulturell unterwickelt, separatistisch, politisch radikalisiert etc. vorgestellt. Entsprechend wurden sie einem engmaschigen Netz der staatlichen Überwachung unterstellt, die auf vielfältigen polizeilichen und geheimdienstlichen Kontrollen beruhte. Wie überzogen diese Ängste waren, zeigte sich etwa am Fall des nationalliberalen Soziologen Max Weber. 1892 warnte er in seiner damals viel beachteten Studie über „die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland“ eindringlich vor der angeblich drohenden „Polonisierung des Ostens“. Diese Überfremdungsthese war als ideologisches Phantasma empirisch nicht haltbar und vermutete in ihrem paranoiden Eifer in praktisch allen Gesellschaftsbereichen Formen der volkswirtschaftlichen, bevölkerungspolitischen, kulturnationalen und „rassistischen“ Verdrängung des angestammten Deutschen. Gerade die Verwissenschaftlichung des

Rassismus gibt Auskunft über die gesellschaftliche Akzeptanz von hierarchischen Ungleichheitsverhältnissen. Die Kodifizierung des rassistischen Wissens und ihre Umsetzung durch staatliche Institutionen weist darauf hin, dass die historische Verfasstheit dieser Gesellschaft strukturell durch diskriminierende Politikansätze geprägt ist.

In modifizierter und partiell abgeschwächter Form finden sich rassifizierte Hierarchieverhältnisse auch im Umgang der bundesrepublikanischen Gesellschaft mit den angeworbenen „Gastarbeitern“ wieder: In der Funktion als billige „industrielle Reservearmee“, im „Inländerprimat“ des Arbeitsförderungs-gesetzes, in der dauerhaften Struktur der gesellschaftlichen Unterschichtung, in der Verweigerung staatsbürgerlicher Rechte und in der auf Diskriminierung beruhenden Ausländerpolitik werden historische und koloniale Muster deutlich sichtbar. Dass diese Gesellschaftsverhältnisse sich keineswegs historisiert haben, zeigt sich am Beispiel der andauernden ethnischen Unterschichtung der „Gastarbeiter“. Nach Schätzungen des Migrationsforschers Friedrich Heckmann konnten während der 60er- und 70er-Jahren etwa 2,7 Millionen Deutsche in der BRD durch die gezielte Benachteiligung der MigrantInnen sozial aufsteigen. Wie der neuste Armutsbericht der Bundesregierung, aber auch die PISA-Studien belegen, hat sich die Politik der verweiger-ten Chancengleichheit und Gleichberechtigung zu einer Struktur der gesellschaftlichen Deklassierung verfestigt, die an die nachfolgenden Generationen sozial vererbt werden. Angesichts der relativen Starrheit der rassifizierten Segregation und sozialen Schließung könnte man tatsächlich auf die dispu-tierliche Idee kommen zu fragen, inwieweit solche Gesellschaftsstrukturen Ähnlichkeiten zur Apartheid in kolonial-rassistischen Staaten aufweisen.

Kien Nghi Ha ist Politikwissenschaftler und Autor von Ethnizität und

Migration Reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs (1999/2004) und Hype um Hybridität. Kultureller Differenzkonsum und postmoderne Verwertungstechniken im Spätkapitalismus (2005).

Kontakt: nghiha@web.de

Bade, Klaus J. (1980): Politik und Ökonomie der Ausländerbeschäftigung im preußischen Osten 1885-1914. Die Internationalisierung des Arbeitsmarkts im „Rahmen der preußischen Abwehrpolitik“; in: Puhle, Hans-Jürgen/Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Preußen im Rückblick, Göttingen [Vandenhoeck & Ruprecht], 273-299.

Bade, Klaus J. (1993): „Billig und willig“ – die „ausländischen Wanderarbeiter“ im kaiserlichen Deutschland; in: Ders. (Hg.): Deutsche im Ausland – Fremd in Deutschland; Migration in Geschichte und Gegenwart, München [Beck], 311-324.

Elsner, Lothar/Lehmann, Joachim (1988): Ausländische Arbeiter unter dem deutschem Imperialismus 1900-1985, Ost-Berlin [Dietz].

Fröhlich, Michael (1994): Imperialismus: Deutsche Kolonial- und Weltpolitik 1880-1914, München [dtv].

Herbert, Ulrich (1986): Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980, Berlin - Bonn [J.H.W. Dietz].

Pakenham, Thomas (1990): The Scramble for Africa, 1870-1912, London [Weidenfeld and Nicolson].

Treibel, Annette (1990): Migration in moderne Gesellschaften, Weinheim [Juventa]

Ausführliche Fassung „Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik“ in: Encarnación Gutiérrez Rodríguez/Hito Steyerl (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Postkoloniale Kritik und Migration (2003), S. 56-107.

Initiativen und Vereine zum Thema Anti-Rassismus

Anti-Rassismus-Training (A.R.T)

Anti-Rassismus-Training – das ist Erziehungsarbeit von Jugendlichen mit Jugendlichen. Anfang der 90er Jahre entstanden, wendet es sich an alle, die mehr erfahren wollen über das Thema „Fremde bei uns“. Mit Hilfe verschiedener Techniken und Arbeitsmaterialien wie Rollenspiele, Videos und CDs wird das Bewusstsein der Teilnehmer geschärft für Vorurteile und Ausländerhass, Gruppendruck und Milieu, Gewaltbereitschaft und Rechtsextremismus. A.R.T ermöglicht es

- * selbst Fremdheitserfahrungen zu machen,
- * kreative Ansätze zu entwickeln, um im täglichen Umgang Ausgrenzung, Fremdenfeindlichkeit und Rassismus abzubauen,
- * Toleranz, Solidarität und interkulturelle Verständigung zu stärken und
- * Methoden kennen zu lernen, mit denen man fortschrittliche Ideen am besten an den Mann/an die Frau bringen kann.

Das Programm A.R.T, ein Anti-Rassismus-Training, versetzt einige wenige, engagierte junge Leute (z. B. SchülerInnen ab Klasse 9) in die Lage, in Zweiergruppen mit möglichst vielen Klassen (ab Jahrgang 5) einer Schule (das wird in der Regel die eigene Schule sein, könnte aber auch z. B. die benachbarte Hauptschule sein) ein erstes Minimaltraining zu antirassistischem Fühlen und Nachdenken durchzuführen. Die Praxis hat gezeigt, dass ausgebildete TrainerInnen schon nach zwei oder drei Schulstunden in einzelnen

Bayerisches Seminar für Politik e.V.,
Oberanger 38/1
80331 München,
Tel 089-260-9006,
Fax 089-260-9007
bsp@baysem.de
www.baysem.de
www.anti-rassismus-training.de

Klassen – vielleicht sogar an der ganzen Schule – das Bewusstsein und Verhalten gegenüber Fremden entscheidend ändern können. Dass die TrainerInnen durch diese neue Erfahrung sich selber verändern werden versteht sich von selbst. Natürlich kann das selbe A.R.T.-Programm auch von einer Lehrerin, einem Lehrer, SozialpädagogInnen, ErzieherInnen etc. in Schule, Nachmittagsbetreuung oder Schullandheim nach kurzer Vorbereitung durchgeführt werden.

ARiC – Antirassistisch-Interkulturelles Informationszentrum

Deutschland ist ein Einwanderungsland. Hier leben Menschen unterschiedlicher Herkunft, Kultur und Religion. Wir sehen darin ein großes Potential für die Gesellschaft. Die Entfaltung dieses Potentials setzt gegenseitigen Respekt, Verständnis füreinander und Offenheit voraus.

Mit unserem Informationsangebot, unseren Beratungsleistungen und Netzwerkaktivitäten wollen wir einen Beitrag leisten

* zur Förderung des interkulturellen Dialog

Antirassistisch-Interkulturelles Informationszentrum * zum besseren Verständnis für Menschen anderer Herkunft, Kultur und Religion

ARiC Berlin e.V. * zum Abbau von rassistischen Vorurteilen und Fremden-

Chausseestr. 29, feindlichkeit

10115 Berlin * zur besseren selbstbestimmten Integration von Migrantinnen und Migranten.

Tel 030-3087990,

Fax 030-308 79912 ARiC Berlin führt Projekte zur Sensibilisierung für Themen wie

aric@aric.de Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Antidiskriminierung durch

www.aric.de/aric/aktuelles/index.htm und organisiert Veranstaltungen zur Förderung des interkulturellen Dialogs.

Bildungsteam Berlin-Brandenburg e.V.

In unseren Veranstaltungen zum Thema „Antirassismus“ thematisieren und hinterfragen wir die Stereotype, Normen und Werte der Teilnehmenden. Wir bieten die Möglichkeit zur Reflexion des Verhältnisses von Minderheiten und Mehrheitsgesellschaft. Damit wollen wir Jugendliche dazu anregen, möglicherweise bestehende Ressentiments zu überdenken und aufzulösen. Außerdem schaffen wir stets die Möglichkeit, nichtabwertende und möglichst hierarchiefreie Umgangsweisen miteinander zu entwickeln. Sie möchten an Ihrer Schule oder in Ihrer Jugendeinrichtung Rassismus und Fremdenfeindlichkeit thematisieren? Dann unterstüt-

zen wir Sie in diesem Vorhaben! In unseren meist mehrtägigen Veranstaltungen

- * beleuchten wir die eigenen Wertmaßstäbe und Vorurteile,
- * erarbeiten wir die Machtstrukturen, die dem Rassismus innewohnen,
- * vermitteln wir das Wissen über die historischen Einwanderungsgründe und Lebensbedingungen von Menschen nichtdeutscher Herkunft,
- * machen wir die Lebenserfahrungen von Menschen sichtbar, die in Deutschland von Rassismus betroffen sind.

Wir bieten

- * drei- bis fünftägige Seminarfahrten und Projektstage für Jugendliche, die je nach Gruppe einführenden oder aufbauenden Charakter haben.
- * zwei- bis dreitägige Fortbildungen für LehrerInnen und pädagogische Fachkräfte, die für das Thema „Rassismus“ sensibilisieren oder aufbauend Methoden der antirassistischen Bildungsarbeit vermitteln.

*Kontakt: Bildungsteam
Berlin-Brandenburg
e.V.*

*Tatjana Glampke
Cuvrystr. 20,
10997 Berlin
Tel 030-61076544,
Fax 030-61076545
buero@bildungsteam.de
www.bildungsteam.de/
bbb_antira.html*

Kurve Wustrow

Ziel des Projektes „Aktiv gegen Rassismus“ ist, Probleme und Ursachen des Rassismus aufzudecken und Veränderungswege zu suchen. Dabei gehen wir davon aus, dass Menschen zwar mit ihrem Verhalten in rassistischen Strukturen und Diskursen verhaftet sind, aber gleichzeitig Handlungsspielräume besitzen. Wir möchten mit antirassistischer Bildung möglichst viele Menschen in der Mitte der Gesellschaft erreichen und dazu ermutigen, Verantwortung mit zu übernehmen für eine gewaltfreieres Miteinander. Das Projekt „Aktiv gegen Rassismus“ verfolgt zwei Handlungsstränge, zum einen werden Workshops angeboten und zum anderen werden Seminarleiterinnen ausgebildet.

Zielgruppe Workshops: MitarbeiterInnen und KlientInnen von kommunalen und kirchlichen Einrichtungen, Organisationen und Fortbildungsinstitutionen von Verwaltung, Gewerkschaft und Wirtschaft, Schul- und Berufsschulklassen, Jugendgruppen und andere Gruppen.

Zielgruppe Qualifizierung: Ehemalige EntwicklungshelferInnen, Fortbildungsgäste aus der sogenannten Dritten Welt und aus Osteuropa, in Deutschland lebende MigrantInnen, MitarbeiterInnen in Organisationen und Behörden, die intensiven Kontakt zu MigrantInnen und Flüchtlingen haben, MitarbeiterInnen der Jugendsozialarbeit und -bildung und andere Interessierte.

*KURVE Wustrow,
Bildungs- und Begegnungsstätte für gewaltfreie Aktion
e.V., Kirchstr. 14,
29462 Wustrow
Tel 05843-9871-0,
Fax 05843-9871-11
info@kurvewustrow.org
www.kurvewustrow.org*

Phoenix e.V.

Wir führen Anti-Rassismus-Trainings für Weiße und Schwarze-Bewusstseins-Trainings für Schwarze durch. Wir halten diese Arbeit für äußerst notwendig, da Rassismus auch heute noch die Beziehungen zwischen Schwarz und Weiß prägt und er einer der unaufgearbeiteten Faktoren in unserer gesellschaftlichen Realität ist.

Im Anti-Rassismus-Training wollen wir der weißen Teilnehmerin und dem weißen Teilnehmer die Möglichkeit geben, die Mechanismen des Rassismus zu entdecken und Wege zu einer Verringerung des Rassismus zu finden. Dabei ist die Entdeckung des Rassismus auf der persönlichen und der strukturellen Ebene wichtig. Das Anti-Rassismus-Training hilft, die Eingebundenheit der eigenen Persönlichkeit in rassistische Denk- und Gefühlsmuster zu erkennen und einen Bogen zu schlagen zu der rassistischen Prägung in der Sozialisation.

Im Alltag werden diese Prägungen durch Medien, durch Zusammensein in Familie, Beruf und Freundeskreis immer wieder bestätigt. Die politische Alltagskultur verstärkt zudem diese Klischees. Das Training will Erkenntnis stärken, den Kontakt zum eigenen Ich verstärken und stellt letztendlich die Frage Wie kann ich wirkungsvoll etwas gegen Rassismus unternehmen?

Gemeinsam werden erste Schritte und Möglichkeiten gesucht. Dabei arbeiten wir in dem Training mit verschiedenen Medien, wie Gespräch, Rollenspiel, Videos und anderen.

Das Anti-Rassismus-Training baut die Teilnehmenden auf.

Gesellschaftlich können wir auf Dauer nur etwas verändern, wenn viele Menschen angefangen haben, das kleine und das große Geflecht des Rassismus zu erkennen, und bereit sind, sich zu fragen Wer bin ich als Weiße? Wer bin ich als Weißer?

Im Training wollen wir den weißen Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Möglichkeit geben, über ihre (Vor-) Urteile und ihr Verhalten mehr zu erfahren und zu lernen, was ihr Beitrag sein kann, um in Zukunft ein gleichberechtigtes Zusammenleben zu ermöglichen. Das Training ist kein Seminar. Es geht nicht um die Diskussion von Rassismustheorien. Es fragt vielmehr nach dem Ineinander von individuellem und gesellschaftlich strukturellem Rassis-

Phoenix e.V., aus diesem Grund wird auch eine positive Bereitschaft zur Büsackerstr. 11, offenen Mitarbeit und eine durchgehende Teilnahme am Training 47179 Duisburg vorausgesetzt.

Tel 0203-491 555, Im Training arbeiten wir mit unterschiedlichen Formen und Methoden: Plenum, Gruppenarbeit, Partner-/innenarbeit, Video, Rollenspiel. Die Gestalt der Arbeitsphasen entwickelt sich im Laufe der Tagung. Dabei kommt es zu einem Wechsel von Information, Verarbeitung- und Reflexionsphasen.

SOS-Rassismus NRW

In unserer Anti-Rassismus-Arbeit überprüfen wir, begreifend (das hat etwas mit den Händen zu tun), erfahrend (das hat etwas mit Bewegung zu tun), verstehend (das hat etwas mit Stehen und Standfestigkeit zu tun) wie Gewalt (und ihre scheinbare Legitimation: Rassismus) funktioniert, woran ich sie erkennen kann, was wir tun können und könnten, um die Gewaltspirale zu durchbrechen und ob und wie wir den verantwortlichen Umgang mit Gewalt und den Gewaltverzicht als verhaltensleitendes Motiv bei uns und anderen verinnerlichen können.

Wer Gewalt und Rassismus deeskalieren und überwinden will, muss genau wissen, worum es sich bei der Gewalt und dem Rassismus handelt, wo Ursachen und Merkmale zu suchen und zu finden sind, welche Wirkungen und Spuren Gewalt und Rassismus hinterlassen und woran man Gewalt, auch versteckte oder scheinbar erlaubte Alltagsgewalt, erkennen kann.

Anti-Rassismus-Arbeit ist die gezielte und wirksame Prävention und Intervention zur Vermeidung und Verringerung von Rassismus. Dabei geht es darum, sich mit Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen zu verständigen, dass Rassismus die Gleichwertigkeit von Menschen leugnet, um Menschen „minderen Wertes“ scheinbar legitimiert schädigen und verletzen zu können. Anti-Rassismus-Arbeit entwickelt, fördert, erprobt und realisiert Zivilcourage.

Dazu gehört

- * das Erkennen und Benennen von (alltäglichen) rassistischen Situationen und Ereignissen,
- * die Überprüfung und Korrektur eigener Positionen, Rassismen und Widersprüchlichkeiten,
- * die Entwicklung und Erprobung von Eingreif- und Handlungsmöglichkeiten in rassistischen Situationen,
- * die Entwicklung von deeskalierenden Maßnahmen,
- * die Erweiterung von deeskalierenden Handlungsmöglichkeiten,
- * die Entwicklung eines sozialen Klimas zur Überwindung von Rassismus,
- * die Entwicklung und Stabilisierung einer andauernden gesellschaftlichen Auseinandersetzung über Ursachen und Wirkungen von Rassismus,
- * die Entwicklung eines gerechten, menschenwürdigen gesellschaftlichen Zusammenlebens aller.

SOS-Rassismus-NRW, Bündnisbüro für Toleranz und Zivilcourage, Gewalt Akademie Villigst im Amt für Jugendarbeit der Evangelischen Kirche von Westfalen, Ralf-Erik Posselt Haus Villigst, 58239 Schwerte, Tel 02304-755190, Fax 02304-755295 www.sos-rassismus-nrw.de, g.kirchhoff@aej-haus-villigst.de

Verband binationaler Familien und Partnerschaften iaf

Der Verband binationaler Familien und Partnerschaften iaf e.V. ist seit 33 Jahren Ansprechpartner für die Anliegen von Paaren und Familien, die einen binationalen oder bikulturellen Alltag leben. Von der „Interessengemeinschaft der mit Ausländern verheirateten Frauen“ (iaf) haben wir uns in dieser Zeit zu einem interkulturellen Familienverband entwickelt. Wir vertreten die Interessen deutsch-ausländischer Paare sowie eingewanderter Familien mit und ohne deutschen Pass. Unsere Anliegen sind die Stärkung ihrer Partizipationsmöglichkeiten, das Werben für eine größere Akzeptanz pluraler Lebensformen sowie eine stärkere Berücksichtigung interkultureller Lebenswelten in der Sozial- und Bildungspolitik. Jährlich wenden sich ca. 15 000 Ratsuchende mit unterschiedlichsten Fragestellungen an die bundesweit 24 Beratungsstellen unseres Verbandes, darunter auch zunehmend Fachkräfte anderer Einrichtungen sowie Behördenmitarbeiter/innen. Wir beraten insbesondere in rechtlichen Fragen, bei Partnerschaftskonflikten und Sorgerechtsproblemen sowie in Fragen interkultureller Erziehung. Darüber hinaus liegen unsere Tätigkeitsfelder in den Bereichen der Bildung, der Öffentlichkeits- und Gremienarbeit.

Verband binationaler Familien und Partnerschaften, iaf e.V.
 Ludolfusstr. 2 - 4,
 60487 Frankfurt/M.
 Tel 069-71 37 56-0,
 Fax 069-70 75 092
 verband-
 binationaler@t-
 online.de
 www.verband-
 binationaler.de

Allein in der Sprache finden sich viele häufig gebrauchte Redewendungen, die z.B. Migrant/innen diskriminieren. Als Beispiele dafür können z.B. folgende Redewendungen angeführt werden:

„Diese Abrechnung ist getürkt worden...“, „Diese Sache ist gemauschelt worden...“, „...das Ganze kommt mir spanisch vor.“, „... wie hoch ist ihre Buschzulage?“, „... hier geht's ja zu wie in einer Judenschule!“, „... hört endlich auf mit dem herumzigeunern...“, „...ihr brüllt ja wie die Hottentotten...“, „... dann haben wir bald italienische Verhältnisse ...“, „...typisch polnische Wirtschaft...“, „... wir sind hier doch nicht im Busch ...“, „... mach mal keinen Negeraufstand ...“, „... wenn du mehr Geld brauchst, zeig mir einen Juden, dem man in die Tasche greifen kann ...“ „...das macht mir einen Heidenspaß.“, „... Ich bin doch nicht dein Neger...“, „Schwarzfahren wird bestraft“ usw.

www.sos-rassismus-nrw.de

Partnerschaften – ein ökumenisches Lernfeld

Möglichkeiten der Qualifizierung

Barbara Riek

Ich will mit einem Beispiel anfangen, das möglicherweise das, was ich danach sage, relativiert. Aber vielleicht ist diese Relativierung ganz heilsam: Partnerschaftliche Begegnungen müssen gut vorbereitet sein; dafür haben wir Regeln. Manchmal sind die „Regelwidrigkeiten“ aber nachdenkenswert: Im vergangenen Jahr hat das Gymnasium auf den Seelower Höhen Schülerinnen und Schüler aus der Partnerschule im Senegal eingeladen. Die Begegnung hatte zwei inhaltliche Schwerpunkte: Grenzsituation (Deutschland/Polen und Senegal/Gambia) und die Frage der Wasserversorgung – so wie wir das empfehlen. Aus dem Bericht der Schule konnten wir entnehmen, es hat alles so geklappt wie geplant: Alle Beteiligten haben sich mit der Grenzsituation und mit Wasser beschäftigt und sind bedeutend informierter und problembewusster auseinander gegangen. Die Begegnung war ein voller Erfolg.

Dem Bericht waren auch die Berichte der deutschen und senegalesischen Schüler/innen beigelegt. Und in den Berichten stand nichts von Grenzsituation oder Wasser. Aus den Berichten wurde deutlich, die Teilnehmer/innen fanden sich gegenseitig urkomisch, sie hatten ihren Spaß daran, sich komisch zu finden. Und sie sind zwar kopfschüttelnd, aber als Freunde auseinander gegangen. Über Grenzsituation und Wasser haben sie nicht viel gelernt. Aber sie waren unendlich stolz darüber, Freunde im Senegal oder in Deutschland zu haben. Ich denke, die Begegnung war in der Tat ein voller Erfolg – darauf lässt sich aufbauen.

Im Folgenden werde ich versuchen, Potenziale und Probleme sauber zu trennen und sie hintereinander zu benennen.

Was sind die Potenziale von Partnerschaften?

1. Sie schaffen eine Grundlage für Kommunikation zwischen Nord und Süd, zwischen Menschen unterschiedlicher Kulturen – das klingt banal. Aber nicht nur Berichte über fremdenfeindliche Aktionen zeigen, dass wir noch großen Nachholbedarf haben – nicht nur in Ostdeutschland.

Diese Kommunikation muss man allerdings explizit wollen – man sollte sie reflektieren und wo nötig steuern. Partnerschaftsgruppen

stehen immer auch in der Gefahr, vor lauter Harmoniebedürfnis immer an der Oberfläche zu „small talken“. Wenn die Sprache für die Kommunikation nicht reicht, kann man auch andere Formen wählen: Theater, gemeinsames Arbeiten, Malaktionen etc.

2. Partnerschaften können entwicklungspolitische Fragestellungen an die Basis bringen; sie können Entwicklungsprobleme und Lösungsansätze am konkreten Beispiel anschaulich machen: Wer erlebt hat, dass es abends kein Wasser zum Duschen gibt, dass die Wege zum nächsten Arzt weit sind, dass der Schulbesuch nicht mehr bezahlbar ist, weil die Gebühren wieder gestiegen sind oder dass der karge Lohn auf einer Plantage nicht zum Überleben reicht, kann motiviert werden, sich für die Einhaltung der WSK-Rechte einzusetzen oder versteht, was das Erreichen oder Nichterreichen von Millennium Development Goals bedeutet. Vielleicht trägt die Erfahrung im Umgang mit den Partnern auch zu einer Ernüchterung hinsichtlich der gängigen Erklärungsmuster und Lösungsansätze bei. Austausch unter Partnern kann zu einer massiven Hinterfragung des eigenen Lebensstils und der eigenen Wertvorstellungen führen. Ich sage: „kann“ – muss nicht.

3. Die Beteiligung von Partnerschaftsgruppen an Kampagnen und Aktionen basiert auf konkreter Erfahrung und auf Austausch mit den Partnern. Ihr Wort hat Gewicht, weil sie von authentischen Erfahrungen berichten (ob immer zu Recht, ist eine andere Frage). Wir wissen z.B. von Tansania-Partnerschaften, die sich in die Erlassjahrkampagne eingebracht haben und beschreiben konnten, was es konkret bedeutet, wenn das staatliche Schulwesen zusammenbricht. Es war nicht unbedingt ihre Analysefähigkeit, sondern mehr ihre Geschichten, die der Kampagne geholfen haben. Es gibt (zunehmend) Partnerschaftsgruppen, die sich am „Aktionsbündnis gegen Aids“ beteiligen; meist veranlasst durch die eigene und die Unfähigkeit der Partnergemeinde, über ein Thema zu sprechen, das in vielen Gemeinden noch immer tabuisiert ist, aber trotzdem alles beherrscht. Ein dritter Arbeitsbereich ist die Beteiligung von Partnerschaftsgruppen im Fairen Handel.

4. Die Beziehung zu Partnerschaftsgruppen macht das Engagement verbindlich und langfristig. Langfristigkeit ist nicht deshalb eine Qualität, weil einen eine Sache eben länger beschäftigt, sondern weil die Chance besteht, dass in dieser Zeit eine Beziehung differenzierter wird, an Tiefe gewinnt und nicht mehr auf bedingungslose Harmonie angewiesen ist. Wo wirklich intensiv miteinander kommuniziert werden kann, wächst auch die Fähigkeit, Probleme wahrzunehmen und zu bearbeiten.

Neben diesen positiven Aspekten, darf man die Augen vor den Problemen nicht verschließen.

**Partnerschaftsgruppen schöpfen ihr Potenzial nicht aus.
Die Schwierigkeiten oder Probleme liegen auf mehreren Ebenen:**

1. Es besteht die Gefahr, dass mit Hilfe der Partnerschaften politische Probleme verschleiert werden. Wirtschaftliche Ungerechtigkeit zwischen Nord und Süd wird kein bisschen kleiner, wenn zwei Kirchengemeinden in Nord und Süd sich gegenseitig versichern, dass sie gut miteinander können. Die bemühte Harmonie in vielen Partnerschaften und damit einhergehend das Ausblenden des wirtschaftlichen, sozialen, politischen oder kulturellen Umfelds sind kontraproduktiv.
2. Viele Partnerschaften stehen in der Gefahr, dass sie exklusiv sind. Exklusiv in dem Sinne, dass hier eine Gemeinde beteiligt ist und im Süden eine und schon die Nachbargemeinde nicht mehr wahrgenommen wird. Damit nehmen sich beide Seiten die Chance, die Situation bei den Partnern und im eigenen Land entwicklungspolitisch einzuordnen. Was dann so weltläufig daher kommt, kann in Wirklichkeit ziemlich provinziell sein.
3. In kirchlichen Partnerschaften ist Spiritualität ein wichtiges Element. Gemeinsame Spiritualität setzt allerdings gelungene Kommunikation voraus. Sonst feiern, beten und singen die Partner doch jeweils für sich (auch wenn sie es nebeneinander machen) und nehmen mehr oder weniger interessiert wahr, wie die anderen ihre Spiritualität leben. Wir lesen häufig in Reiseberichten von der Spiritualität der Afrikaner. Überspitzt ausgedrückt klingt das dann etwa so: Sie sind arm, sie sind von Krankheiten bedroht, die Schule funktioniert nicht, alles ist schlecht, aber trotzdem können sie fröhlich Gottesdienst feiern. Die Botschaft lautet letztlich: Wir geben ihnen Geld und sie geben uns Spiritualität. Ich fürchte, es ist relativ klar, welches von beidem die härtere Währung ist. Vielleicht werden auch beide nicht so recht glücklich mit dem, was sie bekommen.
4. Womit ich beim Geld bin: Es ist keine Frage, wer wie wir immer vom Teilen redet, muss es auch tun. Geld muss in den Partnerschaften eine Rolle spielen. Allerdings nicht notwendig in dem Sinn, dass die einen sagen, wo es fehlt und die anderen dann sammeln und das Problem lösen. Vielmehr muss das materielle Gefälle zwischen Nord und Süd zum Thema gemacht werden. Es muss beiden Seiten klar sein, dass die Beziehung dadurch mitgeprägt wird und dass dies für beide Seiten eine Herausforderung darstellt. Wie unausgesprochen, aber selbstverständlich dieses Gefälle meist akzeptiert wird, zeigt sich übrigens v.a. dann, wenn es jemand umdreht: Wir bekamen vor einigen Jahren einen Hilfe-

ruf von einer Partnerschaftsgruppe, die eine Beziehung zu einer Gemeinde in Malaysia hat. Die Gruppe war ganz fassungslos, weil die Partner ganz überraschend den Besuch einer dreizehnköpfigen Gruppe angekündigt haben. Flugkosten wollten sie selber bezahlen. Und Ideen für das Programm hatten sie auch. Die Haltung auf der deutschen Seite war ein spürbares: Was fällt denen eigentlich ein? Dass sie es bisher auch so gemacht haben, war ihnen nicht mehr so bewusst.

5. Bei vielen Partnerschaftsgruppen steht die Projektarbeit im Vordergrund. Damit besteht die Gefahr, dass Rollenmuster, die eigentlich überwunden werden sollten, zementiert werden. Die Fixierung auf Projekte kann aber auch Auswirkungen auf die Informations- und Bildungsarbeit haben: Wer meint, unbedingt viele Spenden sammeln zu müssen, muss die Situation bei den Partnern als möglichst schlimm darstellen, sie müssen arm, ungebildet und hilfsbedürftig wirken. Dass damit bei den potenziellen Spendern und Spenderinnen der Eindruck erweckt wird, dass die Menschen in der „Dritten Welt“ unfähig sind und sich nicht helfen können, mag damit zwar nicht intendiert sein. Aber oft ist dies die Folge.

Barbara Riek ist Leiterin des Referats Bildung und Inlandsförderung des Evangelischen Entwicklungsdienstes EED.

Kontakt: barbara.riek@eed.de

Wer immer den Eindruck erweckt, dass die im Süden arm und wir im Norden reich sind und die die Probleme und wir die Lösungen haben, wird blind für die Probleme im eigenen Land und erreicht mit der Bildungs- und Informationsarbeit auf jeden Fall die nicht, die unter den Problemen hierzulande leiden. Wenn bei Partnerschaften wirklich voneinander gelernt werden soll, muss auch gelernt werden, die eigene Situation kritisch zu analysieren und sie im globalen Horizont zu sehen.

„Building up the own capacity“ In den Usambarbergen entsteht eine Universität

Sönke Wanzek

Es ist kühl an diesem Morgen in Magamba im Herzen der Usambarberge. Wir stehen auf dem Campus des Sebastian Kolowa University College, es herrscht Hochbetrieb, denn in wenigen Minuten beginnen die Seminare der vier Fakultäten. Die meisten der knapp 200 Studenten und Studentinnen des ersten Jahrgangs verteilen sich jetzt auf die Seminarräume und Hörsäle, an-

dere lernen schon in der Bibliothek oder sitzen im modernen Computercentre und recherchieren im Internet.

Wenn es nach den Plänen von Dr. Anneth Munga geht, soll es so 2007 in Magamba aussehen. Frau Dr. Munga ist in der Nordostdiözese der evangelischen Kirche in Tansania (ELCT) für den Aufbau und die Eröffnung der SEKUCO, der Universität „Sebastian Kolowa University College“, zuständig. Das Gelände der Universität erstreckt sich über knapp 160 Hektar, wobei zur Zeit nur der Campus B, die ehemals staatliche Magamba Secondary School, genutzt wird. Der Campus A mit der ehemaligen Trade School der evangelischen Kirche soll in den kommenden Jahren mit dem Ausbau der SEKUCO, wie das Sebastian Kolowa University College hier nur genannt wird, schrittweise bezogen werden. Seit nunmehr drei Jahren laufen die Planungen für das Universitätsprojekt der Nordostdiözese, und die Rahmenbedingungen erweisen sich als so vorteilhaft, dass damit gerechnet wird, dass sich nächstes Jahr die ersten Studierenden in den vier Fächern Sonder-/Heilpädagogik, Erhaltung natürlicher Ressourcen/Tourismus, Jura und Betriebswirtschaft einschreiben können. Eine Besonderheit dieser Universität ist der Versuch, Bewusstseinsbildung für die Belange von Menschen mit Behinderungen in allen Studiengängen zu integrieren.

Auf die Frage, warum gerade in den Usambarabergen eine Universität entstehen soll, verweist Dr. Munga auf den Mangel an Möglichkeiten für qualifizierte Absolventen der Sekundarschulen, eine höhere Bildung in Tansania zu erlangen. Die Anzahl der Studienplätze an den fünf staatlichen und 16 privaten Universitäten im Land ist äußerst begrenzt. Allein an der Universität von Dar es Salaam mussten aus Kapazitätsgründen im Jahr 2004/05 an vielen Fakultäten über zwei Drittel der Bewerber abgelehnt werden. In einem Land, in dem ein genereller Mangel an qualifiziertem Personal herrscht, wirkt sich das nicht nur auf staatlicher Ebene, sondern auch auf die Beschäftigungsmöglichkeiten im Bereich der Nichtregierungs- und kirchlichen Organisationen aus. Die Gründung einer Universität in der evangelisch-lutherischen Nordostdiözese sieht Dr. Munga auf drei Bedarfsebenen: Zum Ersten erwähnt sie den generellen Bedarf einer Universität in der mit knapp zwei Millionen Einwohnern bevölkerungsreichen Region von Tanga, die bisher keine vergleichbare Einrichtung hat. Als Zweites nennt sie den Bedarf der Diözese an qualifiziertem Personal. In ihren zahlreichen sozialen Einrichtungen macht sich das besonders in der Besetzung von leitenden Posten bemerkbar. Die Posten können mit tansanischem Personal oftmals nicht entsprechend besetzt werden und müssen folglich von den europäischen und amerikanischen Partnern ausgeschrieben werden. „Building up the own capacity“ nennt Anneth Munga das Ziel, „not only to benefit

our Diocese, not only to benefit Tanga Region, but to benefit the whole country.“ Die dritte Bedarfsebene stellt die derzeitige Situation von behinderten Menschen in Tansania dar. Für sie bestehen nur eingeschränkte Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten. Diskriminierung und Nicht-Beachtung sind in großen Teilen des Landes eine gängige Umgangsform. Die Ausbildung von Lehrkräften für den Bereich der Sonderschulen konnte bisher nur in einer Einrichtung im Land erfolgen, und die tansanische Bevölkerung ist bislang kaum für Belange von behinderten Menschen sensibilisiert. Deshalb wird den Kern der SEKUCO der Fachbereich „Sonder- und Heilpädagogik“ bilden. Unter dem Motto „Lift up the issue of disability“ soll in allen Studiengängen eine Sensibilisierung für das Anliegen behinderter Menschen integriert werden und ein interdisziplinärer Austausch stattfinden.

Die Vision von Dr. Munga soll als Beispiel für ganz Tansania gelten. International anerkannte universitäre Abschlüsse wie Bachelor und Master sind ihrer Meinung nach für die Ausbildung unabdingbar. Außerdem sollen Studien- und Forschungsmöglichkeiten an der SEKUCO geschaffen werden, was auch Raum für Promotionen beinhaltet. Höhere Bildung und die damit verbundenen akademischen Abschlussmöglichkeiten seien eine wichtige Voraussetzung für eine gute Expertise, das gilt für Deutschland, Schweden und die USA und somit gilt das auch für Tansania, so Dr. Munga. Der Teufelskreislauf geringe Ausbildung – geringer Lohn – geringe Motivation – geringe Entwicklungschancen müsse durchbrochen und der Schritt vom „brain drain“ zum „brain gain“ endlich begonnen werden. Die Abhängigkeit von ausländischen Mitarbeitenden gelte es in Tansania, wie auch in der Diözese, zu verringern. Ziehe man nur die finanzielle Seite für so ein Projekt in Betracht, macht Dr. Munga deutlich, wäre die Kirche nie in der Lage, eine Universität zu eröffnen. Die Kapazitäten für den Aufbau einer Universität sind da; Land, Gebäude und eine ausreichende Infrastruktur sind vorhanden. Wie in den meisten europäischen und außereuropäischen Ländern wird auch an der SEKUCO das Studium gebührenpflichtig sein. Die im Vergleich zum finanziell niedrigen Lebensstandard der meisten Tansanier hohen Gebühren sollen über nationale und internationale Stipendien und Studienkredite finanziert werden. Doch auch innerhalb der Diözese gibt es mit dem 2004 gegründeten Bishop’s Fund for Education and Development (BIFED) Möglichkeiten, das Studium an der SEKUCO zu finanzieren. Auch zeigen die hohen Bewerberzahlen an den anderen Universitäten des Landes, dass das Potential an Studenten und Studentinnen vorhanden ist.

Es werden internationale Partner gesucht, die das Projekt unterstützen. Eine amerikanische Universität hat bereits die technische Ausstattung mit Computern, Netzwerken und Internetzugängen zu-

gesagt. Doch werden noch weitere Partner gesucht, die besonders im Bereich Curriculum-Entwicklung, Lehrmittelausstattung, Bibliotheksaufbau und Gastdozenten der SEKUCO zur Seite stehen. Erste Gespräche mit deutschen Universitäten laufen bereits. Um die Universität auch in der vorlesungsfreien Zeit zu nutzen und eine weitere Finanzierungsmöglichkeit zu schaffen, soll die SEKUCO eine „summer school“ anbieten. Diesbezügliche Planungen gehen in die Richtung von Fortbildungsprogrammen für Touristen mit Seminaren zur Biodiversität und kultureller Eigenheiten der Usambaras; aber auch Probleme und Chancen in Schutz und Erhaltung dieses Naturraums sollen thematisiert werden. In einer Region mit diesem touristischen Potential ein durchaus realistisches und vielversprechendes Vorhaben.

Mit der SEKUCO gilt es für die Diözese, ein großes Projekt zu stemmen, dessen tatsächliches organisatorisches Ausmaß wahrscheinlich erst nach der Eröffnung richtig deutlich werden wird. Die Voraussetzungen scheinen günstig und an der Bedeutung einer Universität für die Diözese, Tanga Region und Tansania besteht kein Zweifel. Noch ist viel zu tun auf dem Weg zur Eröffnung im Sommer 2007, doch mehr und mehr nimmt das Projekt konkrete Formen an. Dafür wird Dr. Munga mit ihrem Engagement sorgen. Es ist später Nachmittag, die Sonnenstrahlen tauchen jetzt die Usambaraberge in ein warmes Licht. Es stellt sich mir hierbei nur noch eine Frage: „Wäre eine Universität eine Bereicherung für die Usambaras, oder die Usambaras eine Bereicherung für die Universität?“ Davon wird sich wohl jeder selbst überzeugen müssen.

Es werden in Deutschland noch Partner für den Aufbau der SEKUCO gesucht, für Interesse und Rückfragen steht Ihnen der Autor zur Verfügung.

Sönke Wanzek, Jahrgang 1976, studierte Geographie und Sportwissenschaften an den Universitäten Marburg, Köln und Bonn. 2002/ 2003 arbeitete er im Rahmen des Freiwilligenprogramms der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal als Lehrer in Lushoto, ELCT-Nordostdiözese. Kontakt: s.wanzek@gmx.de

action medeor international healthcare Tanzania Ltd.

Hellmuth Rössler, Gerald Masuki

We, action medeor international healthcare Tanzania Ltd., serve as a procurement and distribution unit for essential medicines and medical supplies. Our target groups are the non-commercial health sector in Tanzania, the health sector of the churches, of non-governmental national and international organizations and of charitable institutions in Tanzania. We are operating as an alterna-

tive supply system to already existing systems in the country in a complementary spirit of cooperation for the benefit of the customers and patients.

What is our goal?

Our goal is to provide essential medicines and medical supplies of assured and good quality and affordable prices to our target groups and thus to contribute to the improvement of health. Besides quality and cost effectiveness we will put all our efforts to provide our customers with good service, reliable information, technical advisory services and training in drug management and rational drug use.

What do we offer?

* A continuous supply of essential medicines and medical supplies:

action medeor international healthcare promotes the essential drug concept of WHO which advocates generic prescribing and cost effective use of drugs and continuous availability through efficient procurement, storage and distribution of pharmaceuticals and medical products. Our Essential Medicines and Medical Supply list comprises of approx. 300 items. The list will be periodically reviewed and updated according to recommendations of health professionals, following the concept of rational drug selection.

* Assured Quality:

action medeors quality assurance policy plays an indispensable role in fulfilling our goal of safe, effective and good quality products by:

1. Basing our standards range of products upon the WHO Model List of Essential Medicines and the Tanzanian Essential Medicines List
2. Procuring supplies from manufacturers or distributors complying with Good Manufacturing Practice (GMP). This is verified by checking the GMP certificates and manufacturing licenses and by regular on-site audit of the manufacturers production facilities.
3. At random testing of products by certified laboratories.
4. Ensuring that products are procured with maximum shelf life.
5. Ensuring that each batch of each product is accompanied with the certificate of analysis of the drug.

* Affordable Price:

Most of our products are purchased locally in line with action medeors policy to support local manufacturers, however, without compromising on quality. Products not available locally are procured from European and international manufacturers. We negoti-

ate with suppliers for the lowest possible price due to bulk sourcing, thus benefiting from quality discounts.

To operate as a non-for-profit organization our mark-ups are at the lowest possible margin to cover the operating and maintenance costs of our organization, therefore we are not in the position to grant discounts to any customer.

*** Local Support:**

We offer on request logistic support and distribution from our warehouse to your destination at reasonable prices.

What are we requesting from our customers?

In order to operate smoothly we kindly ask you to follow our customer guidelines:

1. We request you to send orders in advance preferably by mail, e-mail or fax. We will provide you with pro-forma invoice indicating the value and the size of the consignment and the availability of supplies. After your confirmation the order will be processed immediately and you will be informed about the time of collection.
2. All orders presented to action medeor have to be signed and stamped by the Medical Officer in-charge of the hospital or the in-charge of the health facility.
3. All orders have to be collected by an authorized person.
4. Prices in the price indicator should be considered as a fair guideline to the actual price, but since we are operating in a dynamic mix of exchange rates, freight costs and suppliers costs you may find deviations up- or downwards.
5. Prices are exclusive VAT. Medicines registered in Tanzania and medical supplies are VAT exempted by the Tanzanian Revenue Authority (TRA) however other items attract 20% VAT.
6. Prices are not negotiable. Action medeor operates on a non-for-profit basis. The margin added to the cost of our products are to cover our operating cost.
7. Invoices may be settled by cash, bank draft or cheque written out in the name of action medeor international healthcare Tanzania either on delivery, as pre-payment or post-payment.
8. We encourage customers to transfer money in advance to our bank account in Dar es Salaam, the amount will then be credited to the customers account. Detailed statements showing the transactions over a period of time are available on request.
9. Payments from payees or donors from abroad on behalf of a Tanzanian customer should be made to the German Euro account of action medeor. The amount will then be credited to the customers account concerned.
10. Please inform us in advance who from your health facility is authorized to withdraw against your credit balance.

Dr. Hellmuth Rössler, Pharmacist, works as branch manager of action medeor international healthcare in Tanzania. Gerald Masuki, Pharmacist, is Head of Medicines&Supplies.

Contact Tanzania: action medeor international healthcare Tanzania Ltd., P.O.Box 72305, Dar es Salaam Tel +255 (0)22 286 3136, Fax +255 (0)22 286 3007 medeortz@bol.co.tz

Contact Germany: Dr. Gerhard Kunath, An der Steig 12, 97334 Sommerach Tel 09381 - 169787 Fax 09381 - 4844 medeor-wuerzburg@t-online.de

Eine kleine Auswahl empfehlenswerter Kinderliteratur auf Deutsch, Englisch und Swahili:

- Abedi, Isabel: Hier kommt Lola!, Loewe Verlag, Bindlach 2004 (ab 8 Jahren).
- Barkow, Henriette/Petty, Chris: Nita anaenda Hospitalini. Nita goes to Hospital, Mantra Lingua, London 2005 (Swahili-Englisch, ab 4 Jahren).
- Davol, Marguerite W.: Black, White, Just Right!, Albert Whitman, Morton Grove 1993 (ab 4 Jahren).
- Fraser, Sally/Brazell, Derek: Mchuzi wa Nyanya wa Jumamosi. Grandma's Saturday Soup, Mantra Lingua, London 2005 (Swahili-Englisch, ab 5 Jahren).
- Garland, Sarah: Billy and Belle, Frances Lincoln, London 2004 (ab 3 Jahren).
- Hoffman, Mary/Binch, Caroline: Amazing Grace, Frances Lincoln, London 1991 (ab 5 Jahren).
- Schulz, Hermann: Wenn dich ein Löwe nach der Uhrzeit fragt, Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2002 (ab 10 Jahren).
- Schwarz, Annelies: Meine Oma lebt in Afrika, Beltz & Gelberg, Weinheim 1998 (ab 8 Jahren).

Diese Literaturempfehlung ist von Gudula Fischer erstellt worden und bezieht sich direkt auf ihren Beitrag auf Seite 18 in diesem Heft.

Afrika und die deutsche Sprache

Susan Arndt / Antje
Hornscheidt (Hg.)
Afrika und die deutsche Sprache
Unrast-Verlag, Münster, 2004
ISBN 3-89771-424-8,
16,00 Euro

„Ein kritisches Nachschlagewerk“ heißt es im Untertitel. Dieser mittlere lexikonartige Teil macht etwa eine Hälfte des Buches aus. Die andere besteht aus grundsätzlichen Artikeln zu Sprache und Rassismus. Damit ist die das ganze Buch bestimmende „Mission“ markiert: Rassismus in unserem tagtäglichen Sprechen, mehr noch Denken und Fühlen, wenn Afrika das Thema ist. Dieser Inhalt wird aber erst mit dem zweiten genaueren Blick auf die Umschlagseite des Buches offenbar und später, wenn man/frau sich in das Innere vertieft. Aus diesen grundlegenden Darlegungen greife ich, den Artikeln folgend, jeweils einige Aspekte heraus.

1. „Rassismus und Kolonialismus“ thematisiert der erste Aufsatz. In ihm wird der zwischen „Schwarzen“ und „Weißen“ bestehende Rassismus unter folgender Definition beschrieben: „Rassismus kann als Komplex von Einstellungen – Gefühlen, Vorurteilen, Vorstellungen – und Handlungen beschrieben werden, die darauf beruhen, dass Weiße, ausgehend von <Rassentheorien>, die den

Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben haben, aus einer Vielzahl von zumeist visuell sichtbaren körperlichen Merkmalen einzelne (wie etwa die Hautfarbe) selektieren, dichotomisieren und zu einem <natürlich gegebenen> und relevanten Kriterium der Unterscheidung erklären.“ (S. 11).

Anhand der Begriffe „Schwarz“ und „Weiß“, „Schwarz-Sein“ und „Weiß-Sein“ werden konkrete Beispiele entfaltet, in denen auch eine Abgrenzung zu anderen Diskriminierungsopfern erfolgt. „Schwarz“ wird immer groß geschrieben, um so „als allgemeinen Begriff zur Bezeichnung von Menschen zu gebrauchen, die durch Rassismus diskriminiert werden.“ (S. 14).

2. Koloniale Begriffe und ihre Wirkungsmacht

Wie die koloniale Sprache bis in die Gegenwart nachwirkt, macht dieser Artikel deutlich. Ein Beispiel: „So wird ein/e Schwarze/r Deutsche/r, nicht aber ein Kind aus einer Weißen französisch-deutschen Beziehung als <Mischling> bezeichnet.“ (S. 18). An vielen weiteren Worten wie Mulatte, Bastard, Stamm, Häuptling, Mediziner u.a. wird aufgezeigt, wie diese Begriffe abwertend benutzt werden – die letzten beiden Begriffe ohne weibliche Form! Dann wird darauf aufmerksam gemacht, wie folgenswer sich unsere sprachliche Unachtsamkeit erweist, wenn Afrikanerinnen und Afrikaner dann selbst diese rassistischen Begriffe benutzen.

3. Rassistische Begriffe und deren Aufarbeitung

Durch eine Nichtbenutzung von kolonialem und zugleich nationalsozialistischem Vokabular wie z.B. „Passmarken“ wird eine angestrebte Veränderung nicht erreicht.

4. Rassistisches Sprechen und Verweigerungsstrategien

Die Tendenz der negativen Strategien durch Verweigerung und Banalisierung wird jetzt ausführlich beschrieben – „war nicht so gemeint!“. Am Beispiel der Auseinandersetzung einer Elterngruppe Schwarzer Kinder mit der Fa. Dr. Oetker wird dieses Verhaltensmuster konkret aufgezeigt.

5. Wann ist Sprache rassistisch?

„ ... wenn im Prozess der Benennung auf der Grundlage rassistisch-stereotypisierender Konzeptionen Schwarze Menschen und ihre Kulturräume als homogenes Ganzes konzipiert und dabei zum grundsätzlichen <Anderen> stilisiert werden.“(S. 31). Sechs Kriterien werden vorgestellt, die bei der Markierung hilfreich sein können.

6. Rassistische Begriffe und Wörterbücher

Ein vernichtendes Urteil wird gefällt über die allermeisten Wörterbücher hinsichtlich einer angemessenen Sprache, das exempla-

risch mit dem Wort „Neger“ aufgewiesen wird. Erschreckend, auf welchem Stand sich unser Bildungsmaterial befindet!

7. Rassismus ohne rassistische Worte

Dieses ausführliche Kapitel komprimiere ich mit einem für mich schlüssigem Beispiel der Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison – auch um zu zeigen, dass die in diesem Buch verhandelte Thematik keine „Marotte“ der Herausgeberinnen ist – aus dem Focus 43/1993 (über Unterdrückung, Rassismus und Sexismus in der Sprache): „Neben gängigen Gemeinplätzen gibt es verschiedene subtilere Formen, etwas Schreckliches zu sagen. Zum Beispiel, wenn ein Schriftsteller den Schatten einer Lampe so beschreibt: <Sie wirft einen Schatten, größer als eine Menschenmenge und dunkler als die Hautfarbe der Neger>, damit erzielt er eine ungeheure Wirkung. Dieser Satz verleitet den Leser [ich füge hinzu: die Leserin] zu der Annahme, ohne dass er [sie] es merkt, dass es einen Unterschied zwischen den <Menschen> und den <Negern> gibt. Nicht die Aussage über die <Neger> ist problematisch, sondern die Trennung der <Neger> von den <Menschen>.“

8. Rassistischer Sprachgebrauch: Strategien der Vermeidung.

Hier wird noch einmal, wie bereits oben und im nachfolgenden Lexikonteil, für eine bewusste und reflektierte Nutzung der Sprache plädiert und die Suche nach alternativen Begriffen empfohlen: „Es müssen also Begriffe sein, die im Prozess einer symmetrischen Benennung darauf verzichten, Afrika und Schwarze zu homogenisieren, alterisieren und abzuwerten und Afrika oder Schwarze etwa pauschal mit Natur, Emotionalität, Exotik, Chaos und Unordnung zu konzeptualisieren.“ Geraten wird, notfalls „auf Selbstbenennungen der Bezeichneten zurückzugreifen“ (S. 61).

Abschließend nun sicherlich der von vielen zuerst benutzte Teil des Buches: „Ein kritisches Nachschlagewerk.“ Geordnet nach dem ABC weist es mit 30 Worten deren rassistischen Gebrauch auf. Einige Worte seien genant: „Animismus“, „Asylant/Asylantin“, „Banannenrepublik“, „Fetisch“, „Natturreligion“, „Schwarzafrika“. Ich stelle die Struktur mit einem Beispiel vor, dem viel verwendeten Wort „Stamm“. Die Wiedergabe kann nicht vollständig sein, lediglich auszugsweise und zusammenfassend nach den acht im Buch vorgegebenen Punkten.

„Stamm“

1. Der bisherige Gebrauch des Wortes in Wörterbüchern und Lexika: „In der Völkerkunde seit jeher gebräuchliche Bezeichnung für die kleineren und größeren Gruppen der Naturvölker (...) Neben der kulturellen Einheit bildet der S. häufig auch noch eine rassi-

sche Einheit, zumindest herrscht ein gewisser Rassetypus vor.“ (S. 213)

2. Verwendungsgeschichte des Wortes: Vom Althochdeutschen als Bezeichnung eines Baustammes ausgehend, kommt es über Stammbaum zum „Volksstamm“. Im Zusammenhang mit Begriffen aus Europas Vergangenheit wird in der Kolonialzeit der Begriff „Stamm“ (zum Beispiel im Gegensatz zu Nation) eingeführt. Damit wird verhindert, die seinerzeit in Europa proklamierten Ideen von Gleichheit, Freiheit und Solidarität für Afrika gelten zu lassen. In Ländern mit vielen hundert Kulturen, wie z.B. in Nigeria, werden nach den Linealgrenzziehungen der Kolonialmächte 1884/85 in Berlin neben dem Begriff Staat, von der Ethnologie eingeführt, anders gelagerte Strukturen mit „Stamm“ benannt.

3. Aktueller Begriffsinhalt

4. Interpretation von Wortzusammensetzungen und Redewendungen

5. Assoziationen der Sprachbenutzenden: Nie wird „Stamm“. für „moderne“ Gesellschaften benutzt. Durch den Zusammenhang mit den Worten „Häuptling“, „Eingeborener“ geschieht eine Abwertung. Diese wird verdoppelt wenn von „Stammesgesellschaften“, „Stammesritualen“ gesprochen wird. Bezüge des Begriffes „Stamm“ zu anderen Worten werden hergestellt: „tribe“, „Ethnie“, Volk, Volksgruppe usw., die als mit dem gleichen Manko markiert werden. Dieser koloniale Begriff („Stamm“) könnte ersatzlos gestrichen werden.

6. Analogietest: Wäre eine Übertragung auf den deutschen/europäischen Kontext bzw. Weiße möglich? – Die Antwort ist so selbstverständlich, dass hier auf weitere Erörterungen verzichtet wird.

7. (A)Symmetrie (Symmetrie = spiegelbildliche Gleichheit der Begriffe) der Begriffsverwendungen

8. Derzeit mögliche und nach Kontexten differenzierte Alternativvorschläge: Vorgeschlagen wird, Begriffe zu verwenden, die auch in westlichen Gesellschaften gängig sind. Je nach Bezugsrahmen könnte z.B. von „Igbo Gesellschaften“ (im Plural) gesprochen werden. Sinnvoller ist es, „Begriffe der Selbstidentifikation zu benutzen und da, wo es möglich ist, ganz auf den Zusatz wie <Volk> oder Gesellschaft zu verzichten, denn man spricht ja auch nicht vom Volk, der <Ethnie> und erst recht nicht dem <S> der Schott/inn/en, sondern einfach von den Schott/inn/en.“ (Siehe S. 218).

Diese hier auch in der Schreibweise offensichtliche Gender-Sensibilität zeigt sich im ganzen Buch, ist Programm und nicht verwunderlich. Beide Herausgeberinnen haben neben der Sprachwissenschaft in ihrer wissenschaftlichen Arbeit Schwerpunkte in Frauenliteratur, Gender und Literatur, Feminismus und anderen Aspekten in diesem Bereich. Dass es im Buch dennoch Passagen gibt, wo diese Diktion nicht umgesetzt wurde, stimmt jemanden dann doch auch versöhnlich, der versucht „political correct“ zu formulieren,

aber diesem Anspruch nicht immer gerecht wird, wie sicherlich auch in diesem Text.

Dem Lexikonteil folgen Beispiele von Text- und Kontextanalysen, die eine gute Hilfe bilden für alle, die im Blick auf Afrika einen aufgeklärten und reflektierten Gebrauch von Sprache einüben möchten.

Visuell angereichert ist das Buch durch einige Zeichnungen des in Kamerun geborenen und in Berlin lebenden Künstlers Moise Ngolwa, die die Intention des Buches unterstützen. Dem gleichen Ziel dient der Abdruck einiger Poster, beispielsweise eines mit dem GEO-Titel: „Da ist einiges im Busch: Afrikas Süden“. (S. 96). Ein Buch, das bei vielen sicher erst einmal Widerspruch erregt. Wer beginnt sich auf die Inhalte einzulassen, gewinnt Einsichten, die die Leserin und den Leser im Denken und Fühlen selbst verändern. Das Buch hilft, aufmerksamer hinsichtlich der eigenen Sprache zu werden, empfindsamer für die Situation unserer afrikanischen Partnerinnen und Partner. Ein wertvolles Geschenk für Leute, die sich in dieser Sphäre engagieren

Johannes Paehl

Du schwarz – ich weiss

von Regina und Gerd Riepe

Regina und Gerd Riepe: Du schwarz – ich weiß. Bilder und Texte gegen den alltäglichen Rassismus. Peter Hammer Verlag zusammen mit der Welthungerhilfe Eine Bilder-Lesebuch über den alltäglichen Rassismus: vom ‚Nickneger‘ bis zum ‚Mohrenkopf‘, über Werbung bis zur Musik, Alltagsdarstellungen und Alltagsverhalten, ein Gang durch deutsche Kinder- und Wohnzimmer – all das macht deutlich, dass sich kaum jemand dem alltäglichen Rassismus entziehen kann. Der zugehörige Text bietet Stoff zum Nachdenken und zum Diskutieren.

1992 ISBN 3872944770 10,80 Euro

Rassismus, eine Sozialgeschichte

von Karin Priester

Karin Priester: Rassismus. Eine Sozialgeschichte. Die Autorin, Professorin für Soziologie an der Universität Münster, gibt in dem gut lesbaren Buch einen ausführlichen und differenzierten Überblick über die Wurzeln, Träger, Nutznießer und Gegner des Rassismus im Laufe der Geschichte.

Reclam 2003 An Hand von Beispielen aus verschiedenen Zeiten und Kulturen macht sie deutlich, dass Rassismus auch immer eine machtpolitische Praxis zur Untermauerung von Herrschaftsansprüchen war, eingebettet in eine Sozialgeschichte des Denkens, die mit der

ISBN: 337920076X
11,90 Euro

Klassifizierung des anderen begann, in Forderungen nach dessen Ausmerzung kulminierte und in den Ausgrenzungsmanövern eines Ethnopluralismus fortlebt.

Dieses Buch ist eine lohnenswerte Lektüre für Menschen, die sich intensiver mit dem Problem Rassismus beschäftigen wollen

Elisabeth Steinle-Paul

Gemeinsam gegen AIDS

AIDS als Herausforderung für die evangelische Partnerschaftsarbeit in Tansania

von Sönke Wanzek

Das Buch

Die Ausbreitung von HIV/AIDS stellt die Welt vor eine scheinbar unlösbare Aufgabe. Besonders die Länder des Südens sind von den Folgen der Epidemie betroffen, so auch Tansania. Seit Jahren versuchen staatliche, zivilgesellschaftliche und religiöse Akteure eine HIV/AIDS-Arbeit aufzubauen, die den Herausforderungen dieser Problematik gerecht wird. Bis auf wenige Ausnahmen zeigen die weiterhin steigenden Zahlen an HIV-Infizierten, dass der Erfolg oftmals noch ausbleibt.

Die Kirche galt lange Zeit als „kontraproduktiver“ Akteur in der Bekämpfung der Epidemie. Dabei ist sie durch ihre räumlichen und institutionellen Strukturen für eine ganzheitliche HIV/AIDS-Arbeit prädestiniert – konnte aber bisher ihr Potential noch nicht voll ausschöpfen. Die evangelische Partnerschaftsarbeit in Deutschland nimmt hier eine besondere Stellung ein, wie am Beispiel Tansanias gezeigt wird. Gemeinsam mit ihren Partnern in der ELCT versucht sie, auf verschiedenste Art und Weise zu helfen, gegen die Epidemie vorzugehen.

Dieses Buch beleuchtet die Rolle der evangelischen Partnerschaftsarbeit im Zusammenhang mit HIV/AIDS in Tansania näher, zeigt ihre Strategien auf und stellt ihre Chancen für eine effektive Nutzung des Netzwerks der ELCT in der Bekämpfung von HIV/AIDS dar.

Dabei wird erstmals die Gesamtheit der evangelischen Partnerschaftsarbeit betrachtet, das heißt die evangelischen Werke genauso wie die Arbeit auf Kirchengemeinde- und Kirchenkreisebene. Die Brisanz der Problematik HIV/AIDS macht dieses Buch hoch aktuell.

Der Autor

Sönke Wanzek, Jahrgang 1976, studierte Geographie und Sportwissenschaften an den Universitäten Marburg, Köln und Bonn.

Sönke Wanzek: Gemeinsam gegen AIDS. AIDS als Herausforderung für die evangelische Partnerschaftsarbeit in Tansania, 180 Seiten, brosch. 2006, ISBN 3 87214 615 7 9,80 Euro SFr. 18,10

2002/ 2003 arbeitete er im Rahmen des Freiwilligenprogramms der Vereinten Evangelischen Mission, Wuppertal als Lehrer in Lushoto, ELCT-Nordostdiözese. Neben seinen ehrenamtlichen Tätigkeiten in der Partnerschaftsarbeit mit Tansania ist er auch Vorstandsmitglied des Tanzania-Network.de e.V.

Suaheli - Bücher

www.Suaheli.com Wörterbuch Suaheli - Deutsch / Deutsch - Suaheli 16,00 •
Lehrbücher zum Selbststudium Band I + Band II 16,00 •
Suaheli Fibel und Sprachführer 8,00 •
Suaheli Sprachkassette 13,00 •

Zu beziehen über: Suaheli Lehrbücher, Nicholas Lemmer-Idewa, Römerstr. 76, 70180 Stuttgart, Tel/Fax 0711 - 640 79 72 oder 0711 - 46 22 44 Die Bücher sind sofort lieferbar oder aber spätestens innerhalb 8-10 Tagen.

Bekenntnisse eines Economic Hit Man

von John Perkins

John Perkins: John Perkins berichtet von internationalen politischen Intrigen auf „Bekenntnisse höchster Ebene. Seine Geschichte dokumentiert die Aufgabe von *eines Economic Hitman*“ amerikanischen Wirtschaftskillern, die Staats- und Regierungschefs dafür gewinnen sollen, Teil eines ausgedehnten Netzwerkes zu werden, das den wirtschaftlichen Interessen der USA dient. „Am Ende haben sich die Staatschefs in einem Netz von Schulden verstrickt, und das garantiert uns ihre Loyalität. Wir können auf sie zurückgreifen, wann immer wir wollen – um unsere politischen, wirtschaftlichen und militärischen Bedürfnisse zu befriedigen (z.B. einen Militärstützpunkt, Stimmen in der UNO oder Zugang zu Öl und anderen Rohstoffen). Umgekehrt sichern diese Politiker ihre Position ab, indem sie Fabriken, Kraftwerke und Flughäfen in ihren Ländern bauen lassen. Und die Besitzer von amerikanischen Ingenieurbüros und Bauunternehmen werden sagenhaft reich.“
Riemann Verlag, München, 2004 englische Ausgabe, 2005 deutsche Ausgabe, ISBN: 3570500667 19,00 Euro

(Trainerin für Economic Hit Man, EHM)

War der Einsatz von Wirtschaftskillern ohne Erfolg, so werden in zweiter Instanz sogenannte „Schakale“ eingesetzt, die dafür sorgen, dass einzelne Staatsführer, die sich nicht dem Willen der US-amerikanischen Regierung beugen wollen, gestürzt werden oder auf mysteriöse Weise ums Leben kommen, um daran anschließend amerikatreue Marionetten in das gleiche Amt zu heben. „Und wenn die Schakale versagen, wie z.B. in Afghanistan oder im Irak, dann muss doch wieder das alte Modell erhalten. Dann wer-

den junge Amerikaner in den Krieg geschickt, um zu töten und zu sterben. – Und wir wundern uns, dass Terroristen uns angreifen?“

Nach langem Zögern schrieb Perkins sein Buch nach den Ereignissen des 11. September 2001 zu Ende und veröffentlichte es, um damit deutlich zu machen, wie dieser Hass gegen die Vereinigten Staaten von Amerika in vielen Ländern entstanden ist. Dieses Buch ist kein Roman, sondern eine Autobiographie und damit eine wahre Geschichte. Ein Buch, das wirklich betroffen macht, weil man ein solches Kalkül im Umgang mit anderen Staaten und Menschen anderer Kulturen in dieser Art nicht für möglich halten würde. Nüchtern und sachlich, aber doch sehr anschaulich und wohlreflektiert beschreibt Perkins als früherer Insider aus einer heute kritischen Perspektive die Mechanismen der globalen Wirtschaftsordnung unter Federführung der USA. Er gewährt einen Einblick in die hohe Politik der Weltwirtschaft, der resignieren lässt vor einer Macht, die so viel mächtiger erscheint als alles andere. Gleichzeitig gibt er mit seiner Biographie auch Hoffnung, zeigt Möglichkeiten auf, wie man sich dem System der heutigen Weltwirtschaft als Einzelner und im Verbund mit Anderen entgegenstellen kann. Zum ersten Mal in der Geschichte setzen gerade jetzt Kirchen und Zivilgesellschaft in Amerika hierfür ein Zeichen in ihrem gemeinsamen Protest gegen die derzeitige Regierung.

„Eine Bombe. Einer der seltenen Fälle, in denen jemand, der tief in unsere imperialistische Regierungs- und Konzernstruktur verwickelt war, den Mut gefunden hat, unmissverständlich deren Funktionsweise aufzudecken.“ (John E. Mack, Harvard-Professor)

Gitta Röth

Wasser gegen Gewehrketten. Deutschland in Ostafrika

Eine Ausstellung in Erinnerung an den Maji-Maji-Krieg 1905 - 1907 im heutigen Tansania

Eine Wanderausstellung mit 13 Tafeln.

Maße: Breite: 60 cm, Länge: 1.70 m, Gewicht zusammen: 35 kg. Die Ausstellung muss abgeholt werden oder wird mit einer Spedition versandt. Der/die Ausleiher müssen den Transport und eine Leihgebühr von • 50,00 bezahlen.

Auszuleihen von der Archiv- und Museumsstiftung Wuppertal, Tel 0202 - 89004160 (Wolfgang Apelt), archiv@vemission.org

Seminare + Konferenzen

Kunst und Literatur in Tansania

21. - 23. April 2006 in Varel

Infos und Anmeldung: *Deutsch-Tansanische Freundschaftsgesellschaft DETAF in Kooperation mit dem Arbeitnehmer-Zentrum Königswinter Johannes-Albers-Allee 3, 53639 Königswinter, Tel 02223-73161 entwicklungspolitik@azk.de www.azk.de*

Afrika im Kopf...und die Folgen.

29. April 2006 in Hamburg

Ein Workshop zu Vorurteilen und Diskriminierung im Rahmen von Interkulturellen Begegnungen und Integration in Deutschland.
Veranstalter/Info: *Werkstatt 3, Das Dritte Welt Zentrum in Hamburg, Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg, Tel 040-39805360 www.werkstatt3.de*

Schulden müssen tragbar werden – Mitträgersversammlung 2006 von erlassjahr.de

12. - 14. Mai 2006 in Münster

Veranstalter/Info: *Akademie Franz Hitze Haus, Katholisch-soziale Akademie, Kardinal-von-Galen-Ring 50, 48149 Münster, Tel 0251-98180, Fax 0251-9818480 www.erlassjahr.de*

Nacht der Solidarität

15. Juli 2006

Info: *Aktionsbündnis gegen Aids, Kontaktbüro Berlin Tel 030-612 89525 nachtdersolidaritaet@aids-kampagne.de www.aids-kampagne.de*

Weltsozialforum

20. - 25. Januar 2007 in Nairobi

Info: *<http://www.socialforum.or.ke/>*

Musik und Theater

Afrikatage in München

18. - 21. Mai 2006

Veranstalter/Info: *www.afrikatage.de*

Afrika - Festival Würzburg 2006

25. - 28. Mai 2006 in Würzburg

Veranstalter/Info: Bundeszentrale für politische Bildung, Stresemannstr. 90, 10963 Berlin, Tel 01888-5150 www.bpb.de

viertägiger Intensiv-Tanzworkshop: 'Traditioneller Tanz aus Tanzania'

15. - 18. Juni 2006 in Ahlen

mit Nkwabi und Benjamin Mgonzwa (Bagamoyo Players). Veranstalter: VHS Ahlen in Koop. mit Kreismusikschule Warendorf und Freundeskreis Bagamoyo e.V., Musikschule, Saal Sandgathe, Wilhelmstr. www.bagamoyo.com

13. Heidelberger Afrikatage

17. Juni - 9. Juli 2006 in Heidelberg

im Karlstorbahnhof Infos: <http://www.afrikatage.de/>

Sprachkurse

Kiswahili 1

5. - 7. Mai 2006 in Neuendettelsau

Kiswahili 2

7. - 9. Juli 2006 in Neuendettelsau

Feriensprachkurs Kiswahili 3 und 4

7. - 11. August 2006

Info und Anmeldung: Missionswerk der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Missionskolleg, Postfach 68, 91561 Neuendettelsau, Tel 09874 9-1501, Fax 09874 9-3150 mk@missionswerk-bayern.de

Intensivkurs Kiswahili

12. - 28. Juli 2006

Leitung: Elizabeth Fry und Ute Litschel, Infos und Anmeldung: Ökumenische Werkstatt Bethel, Bethelweg 72, 33617 Bielefeld Tel 0521-144 3298, Fax 0521-144 4759 oewe-bethel@vemission.org www.vemission.org

Herausgeber:

Tanzania-Network.de e.V.

www.tanzania-network.de

Richard Madete – Webmaster
webmaster@tanzania-network.de

Dr. Luise Steinwachs verantwortlich für die Redaktion
und im Sinne des Pressegesetzes.

Satz und Layout:

Gisela Lieberknecht-Krinke

Redaktion:

Thomas Ehrenberg, Gundula Fischer, Arnold Kiel, Dr. Gitta Röth,
Elisabeth Steinle-Paul, Dr. Luise Steinwachs,

infobrief@tanzania-network.de

Die Redaktion behält sich vor, eingesandte Artikel zu bearbeiten.

Tanzania-Network.de e.V.

Koordinationsstelle im Haus der Demokratie und Menschenrechte
Dr. Luise Steinwachs
10405 Berlin
Tel 030 - 4172 3582 Fax 030 - 4172 3583
ks@tanzania-network.de
www.tanzania-network.de

Bankverbindung:

Tanzania-Network.de e.V.
Sparkasse Bielefeld
Kto.Nr.: 33 133 331
BLZ: 480 501 61